Das
belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek
der
classischen Romane aller Nationen.

718ter bis 720ster Band.

Enthält:

Martin der Findling.

Sechszehntes bis achtzehntes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1847.

Sämmtliche Werke

von

Eugene Sue.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1847.

Martin der Findling

oder

Denkwürdigkeiten eines Kammerdieners,

von

Eugene Sue.

Nach dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Sechszehntes bis achtzehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.
1847.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Bekenntnisse.

„Gehen wir in mein Zimmer, daß wir einander wenigstens in das Weiße der Augen sehen können!" rief Bamboche nach dem ersten durch unser Zusammentreffen veranlaßten Freudenausbruch.

Wir traten in das anstoßende Zimmer, das durch zwei auf dem Kamine brennende Kerzen viel besser beleuchtet war.

Basquine hatte ihren dämonischen Kopfputz abgeworfen und blieb in ihren, um den Leib mit einem Gürtel befestigten, schwarzen seidenen Mantel gehüllt.

Es trat abermals ein Stillschweigen ein, und wir schauten uns alle drei mit jener Neugierde voll Theilnahme und Rührung an, welche stets das erste Wiedersehen nach einer langen Trennung einflößt.

Das energische Gesicht von Bamboche hatte seinen gewöhnlichen Charakter spöttischer Frechheit abgelegt, seine noch feuchten Augen hefteten sich abwechselnd auf mich und auf Basquine, während diese, eine Hand in der Hand unsers Gefährten, die andere brüderlich auf meine Schulter gestützt, mich lächelnd mit jenem trau-

rigen, nachdenkenden Lächeln anschaute, das stets in ihrer Kindheit an ihr zu bemerken war, wenn sie von ihrer Familie und von ihrem Vater sprach.

Von Nahem gesehen, erschienen die Züge von Basquine noch viel reiner, noch viel zarter als auf der Scene, aber man gewahrte darauf auch mehr die Spuren des Kummers und des Elends; ihre einst rosig durchsichtige, wenn gleich ein wenig durch die Sonnenhitze gebräunte, Gesichtshaut verwelkte unter einer krankhaften Bläße, ihre früher so lebhaft rothen Lippen waren weiß geworden; es bedurfte der Anmuth, der Eleganz der Bänder ihres Halses und ihrer Schultern, um ihre Magerkeit vergessen zu machen. Ach! was soll ich sagen, dieses reizende Antlitz von sechszehn Jahren verrieth, schon welk, entfärbt, die Gewohnheit so bitterer Entbehrungen und Leiden, daß mir die Thränen in die Augen traten.

„Nicht wahr, Du findest mich sehr verändert, Martin?“ sagte Basquine, welche die Ursache meiner Erschütterung errieth; „ich hätte Dich auf der Stelle wiedererkannt.“

Dann sich an Bamboche wendend, indem sie mich mit dem Blicke bezeichnete:

„Wie redlich und gut sieht er aus, nicht wahr?“

„Das erinnert mich an das, was ich zu Claude Gérard sagte . . . zu dem Mann, den wir bestohlen, und der Martin bei sich aufgenommen,“ versetzte Bamboche: „„Nach dem, was Sie mir von Martin mittheilen, sehe ich von hier aus sein ernstes, sanftes Antlitz, worauf sein Charakter abgezeichnet ist.““ Ich täuschte mich nicht, es ist so,“ fügte Bamboche bei, indem er mich fest anschaute, „ja, es ist so und es thut wohl, ein redliches Gesicht zu sehen . . . es gewährt Ruhe.“

„Du . . .“ sagte Basquine zu Bamboche mit einem seltsamen Ausdrucke von Zuneigung, Vorwurf und Schwermuth, „Du hast Dich nicht verändert, Alles

stumpft sich an Dir ab . . . nichts kann auf Deine eiserne Natur einwirken."

„Nichts kann darauf einwirken . . . außer Martin . . . außer Dir."

Basquine schüttelte den Kopf.

„Als ich Euch Beide wiedersah, weinte ich wie ein Kind," fuhr Bamboche fort, ohne daß er die Bewegung von Basquine zu bemerken schien; „endlich, nach so vielen Jahren der Trennung finden wir uns hier wiedervereinigt."

„Euch an demselben Tage wiederfinden . . . Dich," sagte Basquine, indem sie mir die Hand reichte, „und Dich!" fügte sie bei und gab Bamboche ihre andere Hand.

„Du grollst mir nicht mehr?" fragte sie Bamboche beinahe furchtsam.

„Müssen wir uns nicht unter uns Dreien Alles vergeben?" versetzte Basquine mit sanftem Ton; dann zuckte ein Blitz in ihren Augen, ihre Lippe zog sich höhnisch zusammen und sie fügte bei:

„Für Andere müssen wir unsern Haß pflegen."

„Du hattest also Bamboche lange nicht gesehen?" fragte ich unsere Gefährtin.

„Drei Jahre," antwortete sie.

„Ja, drei Jahre," wiederholte Bamboche, gleichsam ohne daß er ihr in das Gesicht zu schauen wagte.

„Du wußtest also nicht, daß sie diesen Abend spielen sollte?" sagte ich unserem Freund.

„Ich wußte nicht, daß sie in Paris war, und hatte nicht einmal den Zettel gelesen," erwiederte er. „Als ich in meine Loge zurückkehrte, begann der Lärmen . . . eine, ich bin es fest überzeugt, von den abscheulichen gelben Handschuhen der Vorbühne angeregte Cabale. Leider hatte ich nur Zeit, sie zu beohrfeigen."

„Du hast ihn in jener Loge wiedererkannt?" sagte ich.

„Wen?“

„Scipion! . . . den kleinen Vicomte!“

„Den Buben aus dem Walde von Chantilly!“ rief Bamboche.

„Martin hat Recht,“ sprach Basquine mit dumpfem Tone, „es war der Vicomte.“

„Du wußtest also, daß er da war, meine arme Basquine?“ fragte ich.

„Nein, ganz und gar mit meiner Rolle beschäftigt, vermuthete ich die Gegenwart des Vicomte nicht; sonst wäre ich auf Alles von ihm gefaßt gewesen.“

„Warum denn?“ sagte ich zu unserer Gefährtin.

„Du hattest ihn also seit der Scene im Walde wiedergesehen?“ fügte Bamboche nicht minder erstaunt als ich bei.

„Ja . . . es ist, als ob ein unseliges Geschick mich immer wieder diesem abscheulichen kleinen Geschöpfe näherte,“ antwortete Basquine mit gedrängtem Zorn. „Vor zwei Jahren habe ich ihn wiedergesehen und vor zwei Jahren wurde ich, wie heute, gedemüthigt, beleidigt, bis auf das Innerste, bis auf das Blut verletzt.“

„Der Elende!“ rief ich, „doch woher rührt diese Erbitterung gegen Dich?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Basquine.

„Oh! Vicomte, Vicomte!“ rief Bamboche, „ich werde dich und deinen Vater treffen. Basquine, ich räche Dich.“

„Ich brauche Niemand,“ sprach stolz das junge Mädchen, „ich habe einen festen Willen und weiß zu warten.“

„Und Du glaubst, daß er Dich vor zwei Jahren erkannt hat?“ fragte ich.

„Nein, ebenso wenig als heute, dessen bin ich gewiß. Der Instinkt des Bösen und der Zufall werden ihn geleitet haben . . . Ich sage Euch, es gibt unselige Geschicke.“

Dann fuhr Basquine mit ihrer abgemagerten Hand über ihre Stirne und sprach mit zärtlichem Tone zu mir:

„Und Du, hast Du viel gelitten? Bist Du zu dieser Stunde glücklich?"

„Oh! ich denke jetzt erst daran," sagte Bamboche, indem er mich mit einem Ausdrucke schmerzlichen Erstaunens anschaute, „Du . . . Du . . . eine Livree!!"

„In der That . . ." fügte Basquine traurig bei, „bist Du hiezu genöthigt?"

„Das ist bei Gott ganz einfach," rief Bamboche mit einem Tone bittern Spottes, „es ist eine Goldseele und es gibt keine Lage, welche elend genug für ihn wäre. . . Es ist wie bei Dir, Basquine . . . Du warst bewundernswürdig gegen mich, und . . ."

„Vergessen wir das," sagte das junge Mädchen, Bamboche unterbrechend.

„Ja, vergessen wir das," wiederholte er voll Bitterkeit und fügte dann mit einem ernsten Tone, der mich erschütterte, bei:

„Du hörst es, Martin, und dennoch bin ich roh, boshaft, unbarmherzig gegen sie gewesen."

„Dies Alles ist vorbei," erwiederte einfach Basquine.

„Es ist vorbei," sprach Bamboche mit einer schmerzlichen Miene, es ist vorbei . . . wie Deine Liebe für mich . . ."

„Die Liebe!!!" versetzte Basquine die Achseln zuckend, und ihre Züge nahmen wieder jenen Ausdruck eisiger Ironie an, über den ich bei ihrer Rolle des bösen Geistes so sehr betroffen gewesen war, „Du siehst, Martin . . . er spricht mir von Liebe . . . in meinem Alter . . . ah! meine armen Kinder, ich habe so jung angefangen, daß ich nun für die Liebe fünfzig Jahre alt bin."

Es trat unter uns Dreien ein Augenblick peinlichen Stillschweigens ein . . . trotz seines rohen Cynismus,

blieb Bamboche wie ich niedergeschlagen, da er dieses junge Mädchen, diesen Schatz an Schönheit, Anmuth, Verstand und Genie, bereits und für immer in dem verwelkt sah, was die Schönheit, die Anmuth, den Verstand und das Genie strahlen und aufstreben macht.

„Beruhigt Euch," sprach Basquine, während sie die Hände von Bamboche und mir nahm, „in diesem Herzen, das alles menschliche Elend bluten machte, bis es vertrocknet war, in diesem Herzen, wo die Liebe durch eine frühzeitige Entsittlichung getödtet wurde, wird stets, wie einst Bamboche sagte, ein kleiner Winkel zärtlicher Freundschaft für Euch Beide bleiben . . . Doch wir vergessen, Martin wird ungeduldig sein, zu erfahren, was uns Beiden begegnet ist."

„Ah! meine Freunde," sagte ich, „wie oft beschäftigten mich die Gedanken: wo sind sie? was ist aus ihnen geworden? und besonders, durch welch ein unseliges Ereigniß sind sie am Abend des Tages, wo ich nach dem bei Claude Gérard verübten Diebstahl festgenommen wurde, verschwunden? Denn stellt Euch vor, als ich zu dem Orte kam, wo wir uns im Falle der Verfolgung zusammenbeschieden hatten . . . Ihr wißt . . ."

„Ja," erwiederte Bamboche, „am Fuße eines steinernen Kreuzes, oben auf der Steige der Landstraße."

„Aber wie bist Du, da man Dich festgenommen, am Abend zu unserem Rendezvous gelangt?" fragte Basquine.

„Durch das edle Vertrauen von Claude Gérard; ich werde Euch das erklären; ich komme also zu dem steinernen Kreuze, was sehe ich hier! das kleine Halstuch von Basquine und einige von den Geldstücken mitten in einer Blutlache."

„Erzähle ihm Alles," sprach Basquine zu Bamboche, „er wird dann wissen, was mir begegnet ist."

„Ich sackte eben vollends das Geld von Claude

Gérard ein, als Du uns das Lärmsignal gabst," sagte Bamboche, „ich wollte Dir zu Hülfe kommen."

„Ich verhinderte ihn daran," versetzte Basquine, „wir hätten uns in das Verderben gestürzt, ohne Dich zu retten, Martin, und es war mir ein anderer Plan gekommen."

„Du hattest Recht, Claude Gérard wäre leicht mit mir und Bamboche fertig geworden."

„Vielleicht .... denn ich hatte meine Pistolen," entgegnete dieser; „ich war entschlossen .... es wäre am Ende ein Mord vorgefallen ... was geschehen ist, ist tausendmal besser, obgleich ich beinahe meine Haut bei dieser Geschichte lassen mußte ... Ich folgte also dem Rathe von Basquine; als wir Dich gefangen sahen, flohen wir mitten durch den Ginster; wir fanden am Ende des Feldes einen Haufen von Reißbündeln, ich verrücke drei oder vier davon und wir kauern uns in dieses Schlupfloch."

„Höre, was mein Plan war," sprach Basquine: „wir wollten Dich zuerst die ganze Nacht an dem verabredeten Orte erwarten, kamst Du nicht, so unterlag es keinem Zweifel mehr, Du warst gefangen; dann gedachten wir am andern Tag entweder bettelnd oder singend das Dorf zu durchwandern, und einmal von Deinem Schicksal unterrichtet, hienach zu handeln."

„Doch der Teufel wollte es anders," versetzte Bamboche.

„Ja," sagte ich, „der Teufel oder der Cul-de-jatte."

„Woher weißt Du das?" riefen zugleich Basquine und Bamboche.

„Fahrt fort, fahrt fort, meine Freunde."

„Nun wohl! Du täuschest Dich nicht," versetzte Bamboche. „Der Cul-de-jatte hat anders entschieden; denn es gibt, wie Basquine sagt, seltsame Mißgeschicke. ... Vom Einbruch der Nacht an erwarteten wir Dich an dem verabredeten Orte; es war herrlicher Mond-

schein. Am Fuße des steinernen Kreuzes sitzend, belustigte ich mich damit, daß ich unser Geld im Halstuch von Basquine zählte. Die Straße war verlassen; wir glaubten uns allein; doch plötzlich packt mich eine eiserne Hand ungestüm am Genick: „„Rette Dich, Basquine!““

„Das war sein erster Ruf,“ sagte das junge Mädchen.

„Mein zweiter Ruf war etwas wie: „„Donner Gottes!““ und ich sträube mich und kämpfe aus Leibeskräften, um mich loszumachen und eine von meinen Pistolen zu nehmen .... Es gelingt mir, doch der Schurke von einem Cul-de-jatte ....“

„Ich täuschte mich nicht,“ sagte ich zu Bamboche. „Er hatte sich ohne Zweifel hinter der Base des steinernen Kreuzes verborgen gehalten.“

„Ganz richtig,“ fuhr Bamboche fort. „Während des Kampfes entreißt mir der Schuft meine Pistole in dem Augenblick, wo ich sie spannen wollte, und schießt mir in die Seite, hier, rechts, ich habe eine Narbe, daß man den Daumen darein legen kann. *) Warum hat er mich nicht getödtet? Der Teufel soll mich holen, wenn ich es weiß.“

„Aber Du hast den Elenden wiedergesehen?“ rief ich.

„Bei Gott .... er ist heute dreimal hier gewesen, um nach mir zu fragen.... ihn nennt man den Major. Hast Du den Portier seinen Besuch nicht melden hören?“

„Du siehst diesen Elenden?“ wiederholte ich im Tone des Vorwurfs.

„Ich habe noch viele Andere gesehen,“ rief Bamboche. „Was willst Du? Ich übe nach einem großen Maßstabe das Vergessen der Beleidigungen und der Pi-

---

*) Siehe: Erstes Kapitel, Signalement von Bamboche.

stolenschüsse .... Als ich von dem Cul-de-jatte einen Schuß in die volle Brust erhalten hatte, stürzte ich sogleich nieder ..... Basquine flieht und ruft: „„Zu Hülfe, Mörder, zu Hülfe!““ und die Arme ist dergestalt vom Schrecken erfaßt, daß sie völlig den Kopf verliert und fortläuft, ohne zu wissen wohin .... Schließlich ist sie vierzehn Tage lang wahnsinnig vor Schrecken geblieben. Sie wird Dir das erzählen, denn bei diesem Pistolenschuß wurden wir, sie und ich, zum ersten Male getrennt ....“

„Arme Basquine,“ sagte ich, indem ich die Hände des jungen Mädchens in meine Hände nahm; „und wer hat Dich gerettet, Bamboche?“

„Ein braver Kärrner, er fuhr ungefähr eine halbe Stunde nach diesem Ereigniß leer auf der Straße und sah mich in meinem Blute gebadet und gleichsam todt ein paar Schritte von dem Kreuze; er hob mich auf, legte mich auf seinen Karren und wollte mich in einen ungefähr fünf bis sechs Stunden entfernten Flecken führen, wo ein Wundarzt war. Als wir uns aber am andern Tage Morgen dem Flecken näherten, begegneten uns Gendarmen. Der Fuhrmann erzählte die Sache, man läßt den ersten Verband auf meine Wunde legen, und führt mich in das Hospital der nächsten Stadt; man heilt mich, und da ich zu gestehen genöthigt bin, daß ich weder eine Zufluchtsstätte, noch Mittel habe, so schickt man mich bis zu meiner vollständigen Wiedergenesung als Vagabunden ins Gefängniß.“

„Ins Gefängniß!“ rief ich.

„Ja,“ antwortete Bamboche, „und dort blieb ich bis ich siebzehn Jahre alt war. Du begreifst, daß dies meine Vollendung herbeiführte. Denn die Verachtung, die Härte des Kerkers sind nicht geeignet, den Menschen zart zu machen, wenn er bereits zäh ist, und die Gesellschaft der kleinen Diebe ist nicht gemacht, den sittlichen Sinn in uns zu entwickeln. Man muß jedoch gerecht sein, es gibt Gutes im Kerker; ist man ein wenig

schein. Am Fuße des steinernen Kreuzes sitzend, belustigte ich mich damit, daß ich unser Geld im Halstuch von Basquine zählte. Die Straße war verlassen; wir glaubten uns allein; doch plötzlich packt mich eine eiserne Hand ungestüm am Genick: „„Rette Dich, Basquine!““

„Das war sein erster Ruf," sagte das junge Mädchen.

„Mein zweiter Ruf war etwas wie: „„Donner Gottes!““ und ich sträube mich und kämpfe aus Leibeskräften, um mich loszumachen und eine von meinen Pistolen zu nehmen . . . . . Es gelingt mir, doch der Schurke von einem Cul-de-jatte . . . ."

„Ich täuschte mich nicht," sagte ich zu Bamboche. „Er hatte sich ohne Zweifel hinter der Base des steinernen Kreuzes verborgen gehalten."

„Ganz richtig," fuhr Bamboche fort. „Während des Kampfes entreißt mir der Schuft meine Pistole in dem Augenblick, wo ich sie spannen wollte, und schießt mir in die Seite, hier, rechts, ich habe eine Narbe, daß man den Daumen darein legen kann. *) Warum hat er mich nicht getödtet? Der Teufel soll mich holen, wenn ich es weiß."

„Aber Du hast den Elenden wiedergesehen?" rief ich.

„Bei Gott . . . . er ist heute dreimal hier gewesen, um nach mir zu fragen . . . . ihn nennt man den Major. Hast Du den Portier seinen Besuch nicht melden hören?"

„Du siehst diesen Elenden?" wiederholte ich im Tone des Vorwurfs.

„Ich habe noch viele Andere gesehen," rief Bamboche. „Was willst Du? Ich übe nach einem großen Maßstabe das Vergessen der Beleidigungen und der Pi-

---

*) Siehe: Erstes Kapitel, Signalement von Bamboche.

stolenschüsse . . . . Als ich von dem Cul-de-jatte einen Schuß in die volle Brust erhalten hatte, stürzte ich sogleich nieder . . . . . Basquine flieht und ruft: „„Zu Hülfe, Mörder, zu Hülfe!““ und die Arme ist dergestalt vom Schrecken erfaßt, daß sie völlig den Kopf verliert und fortläuft, ohne zu wissen wohin . . . . Schließlich ist sie vierzehn Tage lang wahnsinnig vor Schrecken geblieben. Sie wird Dir das erzählen, denn bei diesem Pistolenschuß wurden wir, sie und ich, zum ersten Male getrennt . . . .“

„Arme Basquine,“ sagte ich, indem ich die Hände des jungen Mädchens in meine Hände nahm; „und wer hat Dich gerettet, Bamboche?“

„Ein braver Kärrner, er fuhr ungefähr eine halbe Stunde nach diesem Ereigniß leer auf der Straße und sah mich in meinem Blute gebadet und gleichsam todt ein paar Schritte von dem Kreuze; er hob mich auf, legte mich auf seinen Karren und wollte mich in einen ungefähr fünf bis sechs Stunden entfernten Flecken führen, wo ein Wundarzt war. Als wir uns aber am andern Tage Morgen dem Flecken näherten, begegneten uns Gendarmen. Der Fuhrmann erzählte die Sache, man läßt den ersten Verband auf meine Wunde legen, und führt mich in das Hospital der nächsten Stadt; man heilt mich, und da ich zu gestehen genöthigt bin, daß ich weder eine Zufluchtsstätte, noch Mittel habe, so schickt man mich bis zu meiner vollständigen Wiedergenesung als Vagabunden ins Gefängniß.“

„Ins Gefängniß!“ rief ich.

„Ja,“ antwortete Bamboche, „und dort blieb ich bis ich siebzehn Jahre alt war. Du begreifst, daß dies meine Vollendung herbeiführte. Denn die Verachtung, die Härte des Kerkers sind nicht geeignet, den Menschen zart zu machen, wenn er bereits zäh ist, und die Gesellschaft der kleinen Diebe ist nicht gemacht, den sittlichen Sinn in uns zu entwickeln. Man muß jedoch gerecht sein, es gibt Gutes im Kerker; ist man ein wenig

Vagabund oder Dieb, so erhält man eine Erziehung, wie sie die meisten Kinder aus dem Volke nie empfangen: im Gefängniß lernt man lesen, schreiben, rechnen, ein wenig zeichnen, und irgend ein Handwerk, wenn man keines hat . . . . . Man nimmt eine kleine Ersparniß mit fort, und häufig bekommt man, seht wie ermuthigend das ist, sogleich einen Platz, wenn man weggeht. Ich schätzte jedoch die Vortheile meiner Lage nicht, wie ich es hätte thun sollen; Anfangs wollte ich mir den Kopf an den Wänden zerschmettern, dann wollte ich Anderen den Kopf zerschmettern und endlich entschloß ich mich gar nichts zu zerschmettern und sagte zu mir: Ich bin dreizehn Jahre alt, drei Jahre habe ich durchzumachen? Machen wir die drei Jahre durch. Du wirst staunen, Martin, wenn Du hörst, daß diese drei Jahre wie ein Traum vorübergingen, denn sobald ich beim Lesen angebissen hatte, erfaßte mich eine wahre Wuth, zu lesen und zu lernen. Man erhielt Alles von mir, wenn man mir Bücher versprach. Was ich las, ist unberechenbar: ich machte in zwei Stunden die Aufgabe eines ganzen Tages, um den Rest der Zeit dem Lesen zu widmen. Man hatte mich das Handwerk eines Schlossers gelehrt, und ich hämmerte wie ein Vulcan, stets, damit man mich hernach Bände verschlingen ließe. Uebrigens muß ich mir, und auch Euch, meine Freunde, Gerechtigkeit widerfahren lassen, ich schloß nicht die geringste Freundschaft im Gefängniß, der Platz war eingenommen: ich war stark, ich hatte Schmeichler, ich verachtete sie; ich war boshaft, ich hatte Feinde, ich trotzte ihnen; doch Freunde, niemals; ich lebte allein in meine Galle eingehüllt; denn der Teufel weiß, ich kochte Galle, und dazu war Ursache vorhanden. Du begreifst, Martin, was ich in einem Alter von sechzehn Jahren geworden war, besonders wenn Du allen meinen schlimmen Gefühlen die grausame Ungewißheit über Euer Schicksal und die Heftigkeit meiner Liebe für Basquine beifügst, welche sich zuweilen bis zum Schwindel stei-

gerte, denn zwischen den vier Mauern des Gefängnisses machten die Entfernung und meine Erinnerungen meine Leidenschaft noch viel glühender, als sie vor unserer Trennung gewesen war. Ich verließ das Gefängniß, im Schlimmen verhärtet, moralisch verknorrt wie ein vom Winde gekrümmter Baum."

„Ich erkläre mir nun den Schrecken, den das Gefängniß Claude Gérard einflößte," sagte ich. „„Dich in das Gefängniß bringen lassen, unglückliches Kind,"" sprach er zu mir, als er mich bei unserem Diebstahle festnahm, „„hieße Dich in das Verderben stürzen, für immer entsittlichen.""

„Claude Gérard hatte diesmal, wie so oft, Recht," versetzte Bamboche, „die schlimmen Neigungen hatten sich fest eingewurzelt; als ich das Gefängniß verließ, wo ich ein ziemlich guter Schlosser geworden war, wurde ich sogleich einem Meister empfohlen .... Meine Bahn war gezogen, ich hatte einen Broderwerb und mein Verstand war durch den Unterricht geöffnet. Dabei konnte ich vor Elend sterben wie so viele Andere .... Doch ich hatte wenigstens eine Chance; es war zu spät. Das Leben im Gefängniß hatte meinen Charakter vollendet, die Arbeit war mir unerträglich; so lange Zeit unterdrückt, tobten alle Begierden in mir. Nichtsdestoweniger trat ich bei einem Schlossermeister ein; er hatte eine Schwester, eine gefallsüchtige Witwe von sechs und dreißig Jahren, mit einem Vermögen von etwa sechzig tausend Franken. Arbeitete ich wenig in der Werkstätte, so machte ich dagegen den Schönredner, sang lustige Lieder, Erinnerungen von unserem Pitre und von la Levrasse, abgesehen von den Grimassen und den Aequilibristenstücken; durch diese herrlichen Verführungsmittel verdrehte ich der Witwe den Kopf und entführte sie an einem schönen Morgen. Ich warf meine Blouse bei Seite und wir lebten als reiche Bürger. Das hielt mich nicht ab, nur an Basquine und an Dich zu denken. Eine Reise unternehmen, um Euch aufzusuchen,

war mein fixer Gedanke; doch hiezu brauchte ich Zeit, Geld, und die Witwe hütete die Börse. Alles dies ist gemein. Mein braver Martin, ich hätte meine fünfzig Sous oder drei Franken erwerben können, indem ich wie ein Neger gearbeitet haben würde, aber ich hatte bis dahin im Gefängniß so viel Elend ausgestanden, daß ... höre . . . . meiner Treue, es kostet mich Ueberwindung, Dir all diesen Unrath zu erzählen . . . Ich komme an etwas, was Dir mehr gefallen wird, denn hier bin ich ungefähr gut gewesen . . . Mittlerweile ließ mich der Zufall Basquine begegnen . . . . sie war damals dreizehn Jahre alt . . ."

Zwei heftige Schläge an die Thüre der Wohnung unterbrachen die Erzählung von Bamboche; er machte eine Geberde des Erstaunens und der Ungeduld, ging in das Vorzimmer, und ich und Basquine hörten folgende Worte, welche zwischen Bamboche und dem Klopfenden durch die Thüre, die sich nach der Treppe öffnete, ausgetauscht wurden:

„Wer ist da?" fragte Bamboche.

„Ich . . . der Major."

„Geh' zum Teufel und komm morgen wieder."

„Es hat Eile."

„Das ist mir gleichgültig."

„Es betrifft die Angelegenheiten von Robert von Mareuil, la Levrasse schickt mich."

„Hören Sie mich, Herr Major, wenn Sie nicht auf der Stelle gutwillig die Treppe hinabgehen, so komme ich hinaus und treibe Sie hurtiger fort, als es Ihr ehrwürdiges Alter zu ertragen vermag."

„Aber ich sage Ihnen, Kapitän, es hat so große Eile, daß . . ."

„Herr Major!!!" rief Bamboche mit einer Donnerstimme, während er den Schlüssel einmal umdrehte, als wollte er hinausgehen.

Ohne Zweifel war die Drohung von Bamboche

wirksam, denn er schloß die Thüre wieder doppelt und sagte: „„So ist es gut.““

Dann kehrte er in das Zimmer zurück.

„Du kennst Robert von Mareuil?“ fragte ich sehr erstaunt über das, was ich gehört hatte.

„Ich habe diese Ehre,“ versetzte Bamboche mit höhnischem Tone. „Welch eine Canaille! . . .“

„Er . . .“ rief ich.

„Ich glaube wohl.“

„Bist Du dessen gewiß?“

„Ich kenne das und stehe dafür.“

„Wir werden später von Robert von Mareuil reden,“ sagte ich zu Bamboche nach kurzem Nachdenken. „Fahre in Deiner Erzählung fort.“

„Ich werde für ihn fortfahren,“ versetzte Basquine, „denn er würde schlimm sagen, was Gutes, Edles in seinem Benehmen gegen mich lag.“

„Du hast Recht, Basquine,“ erwiederte ich, „wir hören.“

Achtzehntes Kapitel.

Geschichte von Basquine.

Je mehr ich Basquine betrachtete, desto mehr bemerkte ich an ihr eine Eleganz der Manieren, die mir Anfangs nicht aufgefallen war, und die mich nun unbestimmt an Regina erinnerte, denn ich konnte nach keinem andern Vergleichungspunkte urtheilen, da mein Leben bis damals in den untergeordnetsten Lagen hingegangen war.

Die Offenbarung des Talents von Basquine hatte mehr Bewunderung als Erstaunen bei mir erregt;

es erschien mir als die Folge, als eine beinahe logische Entwickelung ihrer natürlichen Anlagen, welche schon in ihrer Kindheit so merkwürdig gewesen waren; doch diese Anmuth, dieses Ausgezeichnete der Manieren, was sich nur durch die Gewohnheit der großen Welt erwirbt, wie besaß es Basquine? Wie war ihre Sprache stets fehlerfrei, anständig, häufig gewählt, zuweilen beredt und erhaben geworden?

Bamboche mit seinem cynischen, höhnischen Ungestüm und seiner durch das Lesen einer Menge von guten und schlechten Büchern genährten Gefängnißerziehung, sprach die mit seinem inneren Wesen im Einklang stehende Sprache, und seine gemeine Geberde, seine plumpen oder heftigen Manieren konnten in keiner Beziehung seine Worte Lügen strafen; aber woher kam bei Basquine dieser völlige Einklang zwischen dem Ausgezeichneten ihrer Manieren und ihrer vortrefflichen Sprache? Wie hatte sie sich bis auf diesen Grad von den pöbelhaften, gemeinen, schmutzigen Lehren der Mutter Major, des la Levrasse und des Paillasse, von diesen furchtbaren Lehren freimachen können, deren Verderbniß ihre Kindheit angesteckt?

Dieses Geheimniß, das mich ungemein beschäftigte, sollte sich bald aufklären.

„Du wirst Basquine hören,“ sagte Bamboche, „Du wirst sehen, was die arme Kleine gelitten hat . . . In Vergleichung mit ihr führte ich ein Sybaritenleben im Gefängniß.“

„Ich habe das Unglück stets mit Resignation ertragen . . .“ sprach Basquine; „doch die Demüthigung, die Verachtung, die Beschimpfung . . . oh! das ist es, was mich am meisten leiden machte.“

Nach kurzem Stillschweigen fuhr Basquine fort:

„Höre, Martin, und Du wirst sehen, daß unsere ohne Zweifel verschiedenartigen Schicksale, wenigstens was das Elend betrifft, sich ähnlich sind . . . . Bamboche hat es Dir gesagt, als ich ihn unter dem Pisto-

lenschusse des Cul=de=jatte fallen sah, machte mich der Schrecken beinahe wahnsinnig; ich ergriff die Flucht und schrie: „„Zu Hülfe! . . . Mörder! . . . zu Hülfe!““ Der Cul=de=jatte verfolgte mich, ohne Zweifel um mich auch zu tödten . . . Doch die Angst verlieh mir eine solche Geschwindigkeit, daß ich dem Banditen entkam und mich in ein Gehölze warf, wo er meine Spur verlor. Dies sind nur sehr schwankende Erinnerungen für mich, denn der Schrecken brachte meine Vernunft völlig in Verwirrung. Ich blieb die Nacht in diesem Gehölze niedergekauert; bei Tagesanbruch verließ ich dasselbe und wanderte auf den Zufall fort; es scheint, ich begegnete auf dem Felde einem Ochsentreiber, der seine Herde nach dem Wintermarkte von Limoges führte.“

„Wie: es scheint, Du begegnetest?“ fragte ich Basquine erstaunt über diesen zweifelhaften Ausdruck.

„Ich sage: es scheint, mein guter Martin, weil ich erst mehrere Tage nach diesem Zusammentreffen aus dem Zustande der Betäubtheit, des Blödsinns heraustrat, in den mich der Anblick der Ermordung von Bamboche versetzt hatte; ich erfuhr nun von dem Ochsentreiber die einzelnen Umstände meines Zusammentreffens mit ihm: der Klang der Schellen, welche einige von seinen Kühen trugen, hatte ohne Zweifel meine Aufmerksamkeit rege gemacht, ich wandte mich nach der Seite dieser Herde und begleitete sie ziemlich lange, wobei ich sogar mit einem rein maschinenmäßigen Instinkte dem Ochsentreiber einige Dienste leistete, indem ich seinen Hunden das Vieh führen half. Dieser Mann hatte Mitleid mit mir; er hielt mich für eine Stumpfsinnige, der man sich dadurch, daß man sie verlassen und verloren, habe entledigen wollen. In der Nachtherberge ließ er mir Abendbrod und eine gute Streu im Stalle geben. Bei Tagesanbruch war ich auf den Beinen; trotz des reich=

lich fallenden Schnees folgte ich muthig dem Ochsentreiber. So vergingen mehrere Tage, während welcher mein Blödsinn zum wachsenden Erstaunen meines Beschützers sich allmählig zerstreute; meine Vernunft fing an sich von ihrer heftigen Erschütterung zu erholen; endlich, ich glaube am Vorabend unserer Ankunft in Limoges, nach einer Nacht, die ich in tiefem, schwerem Schlaf hinbrachte, erwachte ich völlig aus dieser langen Abirrung. Mein erster Gedanke war, daß ich beinahe maschinenmäßig, umherschauend, ausrief: Bamboche? Martin? . . . Jetzt erst erhielt ich ein unbestimmtes Bewußtsein von dem, was mir begegnet war, als ich mich, ganz erstaunt, allein in einem Stalle liegend fand. . . . Zwischen diesem Erwachen meiner Vernunft und dem Augenblick der Ermordung von Bamboche war eine Lücke, welche ich vergebens zu füllen suchte. Der Ochsenhüter trat ein und sagte zu mir: „„Vorwärts, aufgebrochen, Kleine.““ Ich fragte ihn, was er wollte, wie es käme, daß ich mich in diesem Stalle fände, und erzählte ihm (mit Ausnahme von einigen Einzelnheiten) das Abenteuer, das mich ohne Zweifel vor Schrecken wahnsinnig gemacht hatte. Das Mitleid dieses würdigen Mannes vermehrte sich noch, und er theilte mir mit, wie er mich getroffen und für eine verlassene Stumpfsinnige gehalten habe. Ich erfuhr von ihm, daß ich mich vierzig bis fünfzig Stunden von dem Orte befand, wo Bamboche getödtet worden war (ich hielt ihn für todt) und wo man Dich, Martin, ohne Zweifel festgenommen hatte. Unerachtet des Mitleids, das ich ihm einflößte, konnte mich der Ochsenhüter nicht bei sich behalten; sein Handelsgeschäft führte ihn von einer Provinz zur andern, war seine Herde verkauft, so mußte er Maulthiere in der Gegend von Limoges einkaufen. „„Ich kann Dich jedoch nicht so auf der Landstraße lassen,““ sagte er zu mir, „„die Wirthin, bei der ich gewöhnlich auf meinen Reisen wohne, ist eine gute Frau;

ich werde sie bitten, Dich zu sich zu nehmen, um ihren Mägden bei der Arbeit zu helfen; Du hast dann wenigstens, in Erwartung von etwas Besserem, Brod und ein Obdach. Wir kamen am Abend in eine von den Vorstädten von Limoges, zu der Herberge, wo gewöhnlich der Ochsentreiber einkehrte; seine Bitte zu meinen Gunsten wurde Anfangs übel von der Wirthin aufgenommen; endlich willigte sie aber ein, mich zu behalten. Ich blieb ziemlich lange in diesem Wirthshause als Magd der anderen Dienstboten, aß, was diese übrig ließen, und schlief in der Ecke des Stalles. Ich hielt Bamboche für todt; fünfzig Stunden trennten mich vielleicht von dem Orte, wo ich Dich verloren hatte, mein guter Martin, und so hart mir auch meine Lage in dem Wirthshause von Limoges vorkam, so wagte ich es doch nicht, dasselbe zu verlassen, um allein ein Vagabundenleben, wie wir es geführt, wieder anzufangen. Seit einem Monat war ich in diesem Wirthshause, als ich endlich durch ein seltsames Abenteuer aus demselben wegkam . . ."

Hier schien Basquine mit der Fortsetzung zu zögern; ich sah, wie ihr Antlitz traurig wurde, und fragte sie:

„Vielleicht sind Dir diese Bekenntnisse peinlich?"

„Nein," antwortete sie mit ihrem bitteren, eisigen Lächeln, „nein . . . häufig rufe ich im Gegentheil diese Erinnerungen und viele andere hervor . . . Sie stählen meinen Muth, meine Energie, meinen Willen . . . ich schöpfe daraus neue Kräfte, um hartnäckig dem Ziele zuzuwandern, das ich erreichen will . . . und ich werde es erreichen, oh! ja, ich werde es erreichen."

Ich war betroffen über die unbeugsame Entschlossenheit, mit der Basquine die letzten Worte sprach, und über den düsteren Glanz ihrer großen Augen.

„Was ist das Ziel, das Du verfolgst?" sagte ich zu Basquine, indem ich zugleich Bamboche mit dem Blicke befragte.

„Ich weiß es nicht," antwortete er mir; „ich habe

sie vor drei Jahren gesehen, und sie machte mir kein Geständniß hierüber . . . nicht wahr, Basquine?"

„Nein," erwiederte Basquine.

Nach einem neuen Stillschweigen fuhr sie fort:

„Ich war also Magd der Mägde in diesem Wirthshause. Es lag auf der Mitte eines jähen Abhangs, wo die Wagen nur sehr langsam fahren konnten. Eines Tags, da der in der Nacht gefallene und nun gefrorene Rauhreif diese Steige beinahe unbenützbar machte, saß ich auf einer Bank vor der Thüre des Wirthshauses, als ich zuerst einen Courier in rother Kleidung mit prächtigen goldenen Galonen vorüberkommen sah; er eilte nur kurze Zeit mehreren Wagen voran, welche nach dem, was ich um mich her sagen hörte, dem Herzog von Castleby, einem vornehmen, ungeheuer reichen irländischen Grundbesitzer gehörten, der mit zahlreichem Gefolge reiste. Er hatte mehrere Tage in Limoges zugebracht, und seine Köche waren am Abend zuvor mit zwei Fourgons voll von Mundvorräthen abgereist, um sein Mahl in der Stadt zu bereiten, wo er die Nacht verweilen sollte."

„Welch ein Luxus!" rief ich.

„Das war noch nichts, mein armer Martin," versetzte Basquine. „An demselben Morgen ging ein anderer Fourgon, angefüllt mit einem tragbaren Mobiliar und begleitet von einem Kammerdiener-Tapezier, dem hohen und mächtigen Herrn voran, der auf diese Art in allen Wirthshäusern bei seiner Ankunft mehrere Zimmer auf die glänzendste und bequemste Weise meublirt fand."

„So viel Verschwendung . . . das ist nicht zu glauben."

„Der Schelm verstand das Leben," rief Bamboche.

„Und was wirst Du erst sagen, mein lieber Martin, wenn ich Dir von einer Art von Wagen erzähle, der das Gefolge des Herzogs von Castleby schloß und

worin sich zwei Reitpferde *) mit ihren Stallknechten fanden, denn es konnte dem gnädigen Herrn die Laune kommen, einen Theil des Weges zu Pferde zu machen."

„Pferde im Wagen reisen lassen? Was sagst Du dazu, Martin?" fragte mich Bamboche.

Und da ich Basquine fest anschaute, denn ich glaubte, sie spotte meiner Leichtgläubigkeit, fuhr sie mit höhnischem Tone fort:

„Diese Verschwendungen waren allerdings toll; doch der Herzog von Castleby hatte eine Rente von beinahe vier Millionen von seinen Gütern, und einer von seinem Gefolge sagte mir später, er habe oft in Irland auf den Besitzungen Seiner Herrlichkeit ganze Bauernfamilien auf dem verfaulten Stroh ihrer Höhlen nackt liegen sehen, während die Mutter oder eine der Töchter am Bache die Lumpen dieser Unglücklichen gewaschen. . . . Was willst Du, mein guter Martin, ohne solche Contraste wäre die Welt von einer trostlosen Plattheit . . ."

Dieser kalte Hohn bei einem Mädchen von sechzehn Jahren schmerzte und erschreckte mich zugleich. Basquine fuhr fort:

„Ich saß also auf einer Bank vor der Thüre des Wirthshauses und betrachtete mit aufgerissenen Augen diese Reihe von Equipagen, welche langsam auf der Straße hinfuhren, als plötzlich der erste Wagen, der des Herzogs, nach einem Befehl, den einer von den auf dem Bocke sitzenden Bedienten den Postillons gab, anhielt. Durch die Scheibe am Schlage dieses Wagens erblickte ich zwei hartnäckig auf mich geheftete hellblaue Augen, deren Ausdruck ich nie vergessen werde; ich sah

*) Diese Art von Wagen nennt man Caravanen; sie werden mit Post geführt und dienen zum Transport von Rennpferden oder Jagdpferden, wenn man bei diesen die Anstrengung eines zu langen Marsches vermeiden will.

nur diese zwei Augen, denn das Gesicht der Person, die mich so hartnäckig anschaute, verschwand beinahe gänzlich unter dem Pelzwerk eines Mantels und einer Reisemütze.

„Alle Wagen hatten angehalten. Nach einigen Minuten des Wartens und wiederholten Hin- und Hergehens verschiedener Personen von dem Gefolge des Herzogs, welche, den Hut in der Hand, am Schlage mit ihm sprachen, sah ich eine Frau von etwa dreißig Jahren und von angenehmer, edler Gesichtsbildung aus einem der Wagen vom Gefolge steigen, auf das Wirthshaus zugehen und nach der Wirthin fragen: „„Führe diese Dame zu unserer Frau, statt daß Du hier bleibst und nach den Fliegen schaust,““ sagte eine von den Mägden zu mir, indem sie mich heftig an den Arm stieß. „„Das ist es gerade, was ich wünschte, mein liebes Mädchen,““ sprach die Fremde mit ziemlich scharfem englischem Accente zu der Magd; dann nahm sie mich bei der Hand und sagte mit dem freundlichsten Tone zu mir: „„Führen Sie mich zu der Herrin des Hauses, mein Kind.““ Ich führte die Fremde; sie blieb einige Augenblicke mit der Wirthin eingeschlossen, und diese sprach zu mir, als sie herauskam: „„Kleine, Du bist aus Barmherzigkeit hier, Du hast kein Hemd auf dem Leibe, man weiß nicht, woher Du kommst, Du hast keine Verwandte, und ich wäre nicht im Stande, Dich länger zu behalten, da Du mehr issest, als Du verdienst. Diese Dame findet Dich artig, sie hat Mitleid mit Dir; willst Du mit ihr gehen, so kannst Du in jenen schönen Wagen fahren, die Du dort siehst, und Du wirst glücklich sein; entscheide Dich. Doch ich sage Dir zum Voraus, wenn Du einen so guten Zufall ausschlägst, so setze ich Dich morgen vor die Thüre, so wahr ich vor Dir stehe.““

„Armes Kind! wie konntest Du in der elenden Lage, in der Du Dich befandst, ein solches Anerbieten zurückweisen,“ sagte ich zu Basquine.

„Ich willigte auch rasch ein," erwiederte sie . . . „doch nicht ohne daß sich mir das Herz auf eine unerklärliche Weise zusammenschnürte, obgleich mir dies Alles wie ein schöner Traum vorkam. Die Dame, welche ich fortan Miß Turner nennen werde, nahm mich bei der Hand; sie hatte ohne Zweifel Befehl, mich nicht sogleich dem Herzog von Castleby vorzustellen, ließ mich in ihren Wagen steigen, und die Reihe der Equipagen fuhr weiter. Als ich mich ein wenig von meinem Erstaunen erholt hatte, schaute ich umher; ich befand mich in einer Berline von vier Plätzen, welche sämmtlich besetzt waren, denn ich saß zwischen Miß Turner und einer jungen Negerin, deren Züge nicht häßlich und platt, sondern äußerst regelmäßig erschienen; ihr Reisemantel ließ theilweise eine Tracht von reizender Originalität erschauen; an ihren bloßen, ebenholzartig glatten Armen glänzten silberne Spangen; mir gegenüber sah ich zwei andere junge Frauen; die eine, eine fette Person von glänzender Weiße hatte sehr blaßblonde Haare, hellblaue Augen und rosige Wangen, diese war eine Flamänderin; die vierte endlich, eine Frau von gemeinem, obwohl piquantem Gesicht, trug eine Marmotte um den Kopf und war mit dem Luxus der reichen Pariser Austernhändlerinnen, wenn sie sich sonntäglich herausputzen, gekleidet. Catherine (so hieß sie) war wirklich ein Mädchen aus dem Quartiere der Hallen. Sie hatte eine spöttische, unverschämte, freche Miene und entlehnte ihre Sprache, wie ich seitdem erfahren habe, beinahe immer dem in der Faschingszeit geduldeten Wörterbuch. Diesen Plumpheiten fehlte es nicht an einem gewissen Witz, und sie belustigten ungemein den Herzog von Castleby, der sich oft, wenn er getrunken hatte, an dem schamlosen Cynismus dieses Geschöpfes ergötzte, das der Herzog selbst in einer der schmutzigsten Kloaken von Paris aufgelesen."

„Das ist unmöglich," rief ich, „in unserer Zeit

solche Sitten! dieses reisende Serail im Gefolge eines Mannes!"

„Der arme Martin staunt noch über Etwas," sagte Basquine zu Bamboche.

„Basquine erfindet nichts, sie sagt sogar nicht einmal Alles," versetzte Bamboche; „dieser Mylord Herzog hat existirt. Ich habe in der mehr als schlechten Gesellschaft, in der ich lebe, Zeugen oder Mitschuldige seiner Bizarrerien kennen gelernt."

„Was willst Du, Martin," sprach Basquine mit ihrem sardonischen Lachen, „ist man allmächtig durch das Vermögen und durch den Rang geboren, so tritt frühzeitig der Ueberdruß ein; dann braucht man Neues, Seltsames . . . Ich sah übrigens, um es genau zu sagen, nur an diesem Tage die Geschöpfe, welche das Serail des Herzogs bildeten, denn einmal an dem Orte meiner Bestimmung angelangt, war mein Leben das abgeschiedenste, sonderbarste der Welt. Auf der nächsten Station zu dem Herzog gerufen, verließ mich Miß Turner einen Augenblick, kam bald zurück und machte mir ein Zeichen, ihr zu folgen; ich stieg aus dem Wagen des Serails und fuhr dann allein mit Miß Turner in einer Caleche, welche gewöhnlich der Intendant und der Secretaire des Herzogs inne hatten; doch diesmal nahmen diese wichtigen Personen, wie sie es eben konnten, ihre Plätze in anderen Wagen vom Gefolge. In der ersten Stadt, durch die wir kamen, kaufte mir Miß Turner anständige Kleider. Ich reiste beständig allein mit ihr; man servirte uns abgesondert in den Wirthshäusern, und ich theilte ihr Zimmer. Sehr schweigsam, sehr zurückhaltend, beantwortete mir diese junge Frau alle meine Fragen höchst einsylbig, und ihre Antworten, welche indessen das Gepräge einer gewissen Ehrerbietung an sich trugen, beschränkten sich ungefähr auf Folgendes: „„Seien Sie ruhig, Mademoiselle, Mylord wird Ihnen die Erziehung geben, die er nur seiner Tochter geben würde. — Sie wissen nicht,

welches Glück es für Sie ist, daß Sie auf Ihrem Wege Seine Herrlichkeit getroffen haben. — Es gibt keinen besseren, keinen edelmüthigeren Herrn.""

„Alles dies ist sehr seltsam," sagte ich zu Basquine.

„Seltsamer noch, als Du Dir denken kannst, Martin. Als wir übrigens in dem Schlosse des Herzogs angekommen waren, gab ich mich ganz und gar den Süßigkeiten eines für mich so neuen Wohlstandes hin. Die Kammerfrau von Miß Turner bediente mich; die Tafel des Herzogs war von unerhörter Feinheit und Verschwendung; doch wir speisten abgesondert. Meine durch die Entbehrung geschwächte Gesundheit wurde immer blühender; Miß Turner gerieth in Begeisterung über meine wachsende Schönheit und sagte, in einigen Tagen wäre ich nicht mehr zu erkennen; ich hatte eine Wohnung, die mit einer Eleganz, mit einem Luxus, mit einem Geschmack eingerichtet war, wovon man sich schwer einen Begriff machen kann; jeden Tag stieg ich mit Miß Turner in einen Wagen und wir begaben uns nach einem abgesonderten Park, wo ich umherlaufen und Spiele aller Art spielen konnte. Häufig auch ließ mich Miß Turner ein reizendes, kleines Pferd reiten, das so sanft und zahm war, wie ein Hund. Die Tochter des vornehmsten Herrn konnte, glaube ich, kein Dasein haben, das sich mit dem meinigen vergleichen ließe."

„Und Du hattest den Mylord Herzog noch nicht gesehen?"

„Nein. Ich wurde ihm erst ungefähr drei Wochen nach unserer Ankunft in dem Schlosse vorgestellt, das, wie ich Dir zu sagen vergaß, eine ganz königliche Residenz war und so bewunderungswürdig inmitten der schönsten Landschaft des südlichen Frankreichs lag, daß man daselbst eine Temperatur so mild wie die in Hyères genoß: hier brachte der Herzog häufig einen Theil des Winters zu."

„Aber warum zögerte man so sehr, Dich ihm vorzustellen?“ fragte ich Basquine.

„Man erwartete die Ankunft von mehreren Kisten mit Kleidern, welche eine herrliche Ausstattung bildeten, die man für mich bei den besten Arbeiterinnen von Paris bestellt hatte. Ehe ich fortfahre, Martin, muß ich Dir sagen, daß Miß Turner eine Person von vollendeten Manieren war, und daß sie unabläßig mit Sanftmuth und zugleich mit Festigkeit mich auf die Verstöße gegen gesellschaftliche Sitte und auf die plumpen Ausdrücke, die ich mir angewöhnt, aufmerksam gemacht hatte. Ich bemühte mich, um ihr zu gefallen, ihre Lehren zu beobachten.

„Am Tage ehe ich dem Herzog von Castleby vorgestellt wurde, sagte Miß Turner zu mir: „„Sie sind nun, was Manieren und Lebensart betrifft, beinahe eine vollendete kleine Dame; ich hoffe, Mylord wird sehr wohl damit zufrieden sein, daß Sie meine Lectionen so gut benützt haben.““ Es kam der Tag der Vorstellung. Wenn ich in einige Einzelnheiten über meine Toilette eingehe, mein guter Martin, so geschieht es nicht aus Eitelkeit, sondern weil sie, nach den Befehlen des Herzogs, einen sehr auffallenden kindischen Charakter hatte: meine mitten auf der Stirne gescheitelten Haare fielen in dicken Locken auf meinen Hals und auf meine Schultern; ich hatte bloße Arme, ein Kleid von prachtvoller, gestickter indischer Mousseline mit ähnlichen Beinkleidern, durchbrochene, weiße seidene Strümpfe und kleine Schuhe von schwarzem Atlaß; als ich Miß Turner und ihre Kammerfrau beständig wiederholen hörte, ich wäre reizend auf diese Art, beschaute ich mich endlich in einem großen Spiegel, der in meinem Ankleidecabinet stand (es versteht sich von selbst, daß meine Wohnung höchst anständig war, von dem Vorzimmer bis zum Badesaal); ich gestehe in aller Demuth, daß ich mich, nachdem ich mich so betrachtet hatte, sehr schön fand. „„Nun,““ sagte Miß Turner mit ihrer

ernsten, abgemessenen Miene, indem sie aus einer großen Schachtel eine herrliche Puppe zog, „„hier ist eine Puppe, welche Ihnen Mylord schenkt; Sie müssen ihm dafür danken, verstehen Sie?““ „„Ja, Miß Turner,““ antwortete ich, indem ich dieses wahrhaft prachtvolle Spielzeug betrachtete, ohne daß ich es zu berühren wagte. „„Nehmen Sie doch Ihre Puppe,““ sagte meine Gouvernante. „„Gehen wir denn nicht zu Mylord?““ entgegnete ich. „„Doch, Mademoiselle, wir gehen zu ihm, und Mylord wünscht, daß Sie Ihre Puppe mitbringen.““ Ich gestehe, daß ich ziemlich erstaunt über dieses Gebot, meiner Gouvernante zu dem Herzog folgte.“

Dieser Theil der Erzählung von Basquine brachte mich völlig in Verwirrung und ich sagte zu dem jungen Mädchen:

„Die Fürsorge, die Erziehung, die man Dir angedeihen ließ, beweisen wenigstens, daß dieser Mylord Herzog kein böser Mensch war.“

Basquine schaute mich starr an und brach in ein höhnisches Gelächter aus, das mich schauern machte.

Neunzehntes Kapitel.

Geschichte von Basquine (Fortsetzung.)

„Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, Martin, und um Dich auf Dinge vorzubereiten, welche Du kaum glauben wirst ... sage mir: kennst Du das Abenteuer des guten Ludwig XV. mit Mademoiselle Tiercelin?“ sprach Basquine.

„Nein,“ antwortete ich erstaunt über diese Frage, „ich kenne dieses Abenteuer nicht.“

„Während meines Aufenthalts bei dem Herzog von Castleby," sagte Basquine, „hatte ich zufällig Gelegenheit, viele Schriften über die Regierung Ludwig des Vielgeliebten zu lesen. Laß Dir das Abenteuer erzählen. Als dieser gute König eines Tags durch die Tuilerien ging, bemerkte er im Garten ein kleines Mädchen von kaum eilf Jahren, ... hörst Du wohl, Martin ... von kaum eilf Jahren ... Es war das Kind eines Bürgers von Paris, Namens Tiercelin, der von seinen Renten lebte ... Der König hatte eine Laune für dieses kleine Mädchen und es wurde durch die Marquise von Pompadour, eine, wie Ihr seht, nachsichtige Nebenbuhlerin, in das königliche Bett gebracht."

„Oh! das ist schändlich," rief ich ganz bestürzt.

Basquine fuhr mit ihrer sardonischen Unempfindlichkeit fort:

„Ludwig XV. war, bei ihm eine seltene Erscheinung, der kleinen Tiercelin zwei Jahre treu ... Diese Treue erschreckte die Höflinge und die Courtisanen, und in Folge irgend einer Intrigue des Herzogs von Choiseul wurde das arme Kind nebst seinem Vater in die Bastille geworfen ... Beide blieben hier vierzehn Jahre lang.*)"

---

*) Man liest Folgendes in den aus den Polizeiarchiven entnommenen geschichtlichen Denkwürdigkeiten von **Peuchet** im dritten Bande:

„Einer von den Zügen, welche am Schärfsten die Verdorbenheit der Polizei unter der Regierung von Ludwig XV. herausstellten, ist die Geschichte von Demoiselle Tiercelin. Dies war ein höchstens eilf Jahre altes Kind von reizendem Antlitz, das Ludwig XV. auf seinem Wege bemerkte, als er zu Fuß durch die Tuilerien ging. ... Er sprach darüber an demselben Abend mit

„Die Geschichte nennt ihn auch Ludwig den Vielgeliebten," versetzte Bamboche, in ein Gelächter ausbrechend.

„Die Moral hievon ist," sprach Basquine mit dem ihr eigenthümlichen Ausdrucke bitteren Hohnes, „daß Ludwig XV. ein unschuldiger Schüler gegen den Herzog war, und daß es besser für mich gewesen wäre, vierzehn Jahre im Gefängniß zu bleiben, als zu leben, wie ich in dem reichen Hause von Mylord gelebt habe."

Erschrocken über den Ausdruck von Basquine, als sie die letzten Worte sprach, rief ich:

„Du bist also mit Gewalt bei diesem Manne zurückgehalten worden?"

„Nein, ich bin freiwillig geblieben."

Und als ich den Widerspruch ihrer Worte nicht zu begreifen schien, fuhr sie fort:

Lebel, seinem Kammerdiener. Dieser, für welchen der Geschmack seines Herrn kein Geheimniß war, sann schnell auf die Mittel, die neuen Begierden des Monarchen zu befriedigen. Das junge Mädchen wurde entführt, und dem König ausgeliefert."

Und später:

„Die Marquise von Pompadour ergriff gierig diese Gelegenheit, sich von einer Nebenbuhlerin zu befreien, welche sehr gefährlich werden konnte; sie befestigte Herrn von Choiseul in seinem Verdachte und der König unterzeichnete in einem Augenblick des Zorns einen geheimen Verhaftsbefehl gegen die junge Tiercelin und ihren Vater. . . . Die geheimen Noten in Beziehung auf diese schändliche Intrigue zeigen, daß sie von 1754, da man die junge Tiercelin in das Bett des Königs brachte, bis 1756 dauerte, wo der Befehl, den Vater und die Tochter in die Bastille einzuschließen, unterzeichnet wurde. Sie blieben hier vierzehn Jahre lang."

„Ehe ich Dir das Abenteuer von Ludwig dem Vielgeliebten anführte, blieb ich, glaube ich, bei meiner Vorstellung bei Mylord stehen; in eine prachtvolle Kindertoilette gekleidet, trug ich mit einer Hand meine schöne Puppe und gab die andere meiner Gouvernante; wir durchschritten zuerst eine herrliche Gemäldegallerie, dann Salons, von denen die einen immer glänzender waren als die anderen, und gelangten sodann in die Privatwohnung des Herzogs; mit Ausnahme seiner zwei vertrauten Kammerdiener kam keiner von den Leuten des Hauses in diese Gemächer. Meine Gouvernante blieb mit mir vor einer mit Sammet bedeckten Thüre stehen und läutete auf eine besondere Weise; einer von den zwei Vertrauten öffnete uns und wechselte ein paar Worte in englischer Sprach mit Miß Turner, die mich sodann dem Kammerdiener übergab und zu mir sagte: „„Corso (dies ist der Name des italienischen Kammerdieners), Corso wird Sie zu Mylord führen, seien Sie vernünftig, betragen Sie sich wie eine kleine wohlerzogene Lady und erinnern Sie sich aller meiner Ermahnungen."" Die Thüre schloß sich hinter meiner Gouvernante, ich blieb allein mit diesem Corso, der mir mit seinem zugleich weibischen und dunkelbraunen Gesicht, mit seinen schwarzen, durchdringenden Augen einen unerklärlichen Widerwillen einflößte. „„Wenn mir Mademoiselle folgen will, so werde ich sie zu Mylord führen,"" sagte er zu mir, indem er mich ehrfurchtsvoll an der Hand nahm. Und er ließ mich durch einen ersten Salon und dann durch eine Art von Boudoir gehen, das sowohl an den Wänden, als an der Decke und auf einem Theil des Bodens mit Spiegeln getäfelt war; Corso berührte eine Feder, die ich nicht bemerkte, eine Spiegelfüllung schlüpfte in einen Falz und ich folgte meinem Führer, den ich beständig an der Hand hielt, in einen völlig dunklen Corridor, welcher mit dicken Teppichen belegt war, auf denen sich das Geräusch unserer Tritte dämpfte. Nach einigen Minu-

ten öffnete sich eine Thüre, Corso schob mich leicht vor sich her, und als ich mich rasch nach meinem Führer umwandte, war dieser verschwunden, und ich vermochte durchaus nicht zu erkennen, durch welchen Eingang ich hereingekommen war. In meinem Leben werde ich diese Scene nicht vergessen: ich befand mich in einer Art von Rotunde, welche mit schwarzen, mit silbernen Thränen besäten, Draperien ausgeschlagen und mit einer ebenfalls silbernen Todtenlampe beleuchtet war; der durchdringende Duft der süßesten und zugleich schärfsten Wohlgerüche erfüllte dieses Leichenzimmer, in welchem sich eine kreisförmige Bank von geglättetem Ebenholz ohne Kissen oder Polster fand. Mitten in dieser Rotunde stand ein Tisch, bedeckt mit einem Teppich von schwarzem Sammet, der wie eine Sargdecke mit Silber gestickt war; auf diesem Tische sah ich eine kleine Haushaltung, wie die Kinder sagen, doch eine kleine Haushaltung von unglaublicher Pracht, denn alle Stücke des Miniaturgeräthes waren von Gold und mit Emaille und Edelsteinen verziert; ich bemerkte besonders eine Suppenschüssel, so groß wie eine Tasse, ein wahres Meisterstück der Goldarbeiterkunst; nichts fehlte, von den Platten jedes Umfangs bis zu den Oelgefäßen und Caraffen von Bergkrystall, so groß wie Taschenflacons, und den Salzfässern, worin eine Erbse kaum Platz gehabt hätte."

„Und die Bauern der Besitzungen dieses Mannes, welche halbnackt in ihren Höhlen lagen, machten den Schweinen ihre Nahrung streitig," sagte ich, denn das Gemälde dieses furchtbaren Elends stand unablässig vor meinen Augen.

„Diese Leute, mein braver Martin, ziehen, füttern und hegen das Wildpret mit großen Kosten; doch sie geben sich keine Mühe, den Bauern zu hegen," versetzte Bamboche.

„Ich war zugleich bezaubert und erschrocken durch das, was ich sah," fuhr Basquine fort. „Ich erblickte

ferner auf einer Etagère über schwarzem Marmor ein vollständiges silbernes Küchengeschirr in demselben Maßstabe wie der Service. Ein großer Rechaud, auf welchem Weingeist brannte, sollte als Herd und Ofen dienen. Es lag nichts Beunruhigendes in diesen kindischen Vorkehrungen, doch die tiefe Stille, welche in dem mit Leichendraperien ausgeschlagenen Zimmer herrschte, fing an mich zu beängstigen, als sich einer von den Flügeln der Tapete hob. Da glaubte ich zu träumen; ich sah reitend auf einem von jenen großen hölzernen Pferden, herrlichen Spielzeugen, welche sich durch eine verborgene Feder bewegen, einen ziemlich vollen Mann von mittlerer Gestalt von ungefähr sechzig Jahren hereinkommen; er trug eine blonde Perrücke mit langen Pfropfziehern, einen großen, zurückgeschlagenen Hemdkragen und eine sehr kurze Jacke, an welche seine Hose angeknöpft war, . . . mit einem Worte, dieser seltsame Mensch war gekleidet wie ein Knabe von meinem Alter. Ohne Zweifel um die Täuschung vollständig zu machen, blies er aus Leibeskräften in ein blechernes Trompetchen. So ritt er auf seinem hölzernen Pferde einmal in dem Zimmer umher."

„Zum Glück war es ein Narr!" rief ich, nach einem Augenblick furchtbarer Angst wieder freier athmend.

„Ein Narr?" versetzte Basquine, indem sie mich fest anschaute; dann fügte sie, einen Blick mit Bamboche wechselnd, bei: „ja, mein guter Martin, es war ein Narr."

Nachdem sie einen Augenblick geschwiegen, fuhr Basquine fort:

„Mylord Herzog, denn er war es, überließ sich in der That zuweilen . . . Manien, welche an die Narrheit grenzten. Bei dem Anblick dieses grotesk wie ein Kind von zehn Jahren gekleideten und wie ein Kind von diesem Alter spielenden Greises war mein erster Eindruck, daß ich in ein Gelächter ausbrach . . . Als

aber dieses Gelächter kein Echo in dieser tiefen, finsteren Einsamkeit fand, denn Mylord hatte seine Cavalcade eingestellt, war vom Pferde gestiegen, betrachtete mich stumm, unempfindlich mit seinen kleinen, hellblauen, mitten in seinem blutrothen Gesichte glänzenden Augen . . . da erfaßte mich abermals die Angst und erreichte bald den höchsten Grad, denn das, was mir Anfangs so komisch geschienen hatte, kam mir immer schrecklicher vor, und ich fing an zu weinen und heftige Schreie auszustoßen."

„Und das war in der That schrecklich," sagte ich zu Basquine, „es ist mir, als machte ich einen furchtbaren Traum."

„In der That," sprach sie, „es bedurfte der liebevollen, väterlichen Worte von Mylord Herzog (er sprach sehr gut Französisch), um mich zu beschwichtigen und mir Vertrauen einzuflößen . . . Als er mich beruhigt sah, wechselte er sogleich den Ton und sagte, ohne im Geringsten auf die Art und Weise, wie er mich auf der Landstraße aufgenommen, oder auf die Sorge anzuspielen, die er bis jetzt für mich gehabt, indem er das Gequieke einer kindischen Aussprache nachahmte: „„Du wirst mich T o t o nennen, Du wirst mich duzen, wir machen ein Mittagbrödchen mit einander . . . Du hast da eine schöne Puppe! . . . oh! ich habe auch schöne Spielsachen . . . ich werde sie Dir zeigen, doch zuvor kochen wir das Mittagbrödchen."

Und als ich Basquine mit erstaunter Miene anschaute, denn ich konnte kaum glauben, was ich hörte, fuhr sie mit ihrem höhnischen Lächeln fort:

„Und Toto, Herzog und Pair von England, genoß natürlich in der Welt alle Achtung, alles Ansehen, wie dies ein großer Name und ein ungeheures Vermögen erheischten; mehr noch, da er sich herbeigelassen, sein Vaterland ich weiß nicht bei welcher Ceremonialbotschaft zu vertreten, so hatten ihn mehrere Souverains mit ihren schönsten Ordensbändern umhängt. Wenn er

übrigens," fügte Basquine mit verdoppelter Ironie bei, „wenn er übrigens nicht als Toto gekleidet war, so hatte Mylord ein respectables, ernstes Gesicht. Ich sah ihn zufällig eines Abends Arm in Arm mit dem Erzbischof der benachbarten Stadt auf und abgehen, denn Mylord war ein guter Katholik und jeden Sonntag las man die Messe im Schloß; der Herzog, sage ich, ging die Stirne hoch und stolz auf und ab, trug ein großes, blaues Ordensband auf seiner weißen Weste und einen Stern mit Diamanten auf seinem schwarzen Fracke . . . In der That, in diesem vornehmen Herrn würde ich nie Toto erkannt haben, mit dem ich mein erstes Mittagbrödchen gekocht hatte."

„Ah!" sagte Bamboche, „könnte man, um sie von Innen zu sehen, die Haut von vielen ehrwürdigen Greisen, besonders unter den alten politischen Roués, der schlimmsten Gattung der Sittenlosen, umwenden, wie viele Toto würde man unter diesen strengen Masken finden!"

„Um auf unser erstes Mittagbrödchen zurückzukommen . . ." versetzte Basquine; „wir verzehrten es aus unserem kleinen goldenen Geschirr, nachdem wir dieses Miniaturmahl in silbernen Casserolen auf einem Rechaud mit Weingeist bereitet hatten. Seltsamer Weise gewannen bald der Geschmack und die Heiterkeit meines Alters die Oberhand; ich belustigte mich am Ende ungemein bei diesem Zeitvertreib; mein Kamerad Toto zeigte sich sehr erfahren in dieser kindischen Kocherei. Unmittelbar nach diesem Mittagbrödchen ließ er mich seine Spielsachen sehen; es waren darunter herrliche, seltsame, wahre Wunder der Mechanik; sie mußten beträchtliche Summen gekostet haben. Doch plötzlich unterbrach sich Toto mitten in seiner Schaustellung und sagte mit trostloser Miene zu mir: „„Es ist bald drei Uhr, Bobonne wird mich zu meiner Lection holen, das ist ärgerlich, morgen also, nicht wahr?"" Dies war mein erstes Zusammensein mit Mylord Her-

zog. Ohne Zweifel hatte er an einer unsichtbaren Glocke gezogen, die verkleidete Thüre, durch welche ich eingetreten war, öffnete sich, Corso erschien, führte mich auf ein Zeichen seines Herrn fort und übergab mich den Händen von Miß Turner, die mich außerhalb der Thüre der Privatgemächer von Mylord Herzog erwartet hatte. Als ich noch ganz erstaunt diese Seltsamkeiten Miß Turner erzählte, schnitt sie meine Rede kurz ab und sagte mit strengem Tone zu mir: „„Einmal für allemal, Mademoiselle, kein Wort von Allem dem, weder mit mir, noch mit irgend Jemand, oder Sie verlieren das ganze Wohlwollen von Mylord."" Dieses erste Mittagbrödchen war nur lächerlich," sprach Basquine, „doch das Lächerliche bildete das Vorspiel zum Furchtbaren."

. . . .

In meiner Naivetät hatte ich in der That zu Basquine gesagt: „Dieser Mensch ist ein Narr . . . die Folge unserer Unterredung, welche zu berichten meine Feder sich sträubt, bewies mir, daß dieser Mensch eines von den Ungeheuern war, die zu gräßlichen Monomanien sowohl durch die Uebersättigung, als durch den Mißbrauch aller Vergnügungen geführt werden, welche schon in der Jugend, ohne Arbeit, durch die einzige Thatsache der Erbschaft erlangte ungeheure Reichthümer zu verschaffen vermögen.

. . . .

„Meine Gouvernante," fuhr Basquine fort, „Miß Turner, welche durchaus nichts von dem, was vorging, zu wissen schien, beschäftigte sich, stets zurückhaltend, stets unzugänglich mit meiner Erziehung mit einem beharrlichen Eifer, der aus ihrem Gehorsam gegen die Befehle ihres Herrn zu entspringen schien. Miß Turner lehrte mich also lesen und schreiben: eine vortreffliche Tonkünstlerin, pflegte und entwickelte sie meine natürlichen Anlagen für den Gesang, gab mir Unterricht im Klavier, im Zeichnen, in der Geschichte, in der

Geographie; wäre ich, wie sie sagte, die Tochter von Mylord Herzog gewesen, man hätte, glaube ich, meine Erziehung nicht mit mehr Verstand und Sorgfalt verfolgen können."

„Es ist abscheulich," rief ich, „daß man eine an und für sich edelmüthige Handlung zu Befriedigung der ungeheuerlichsten Launen benützt, daß man auf diese Art die Entwicklung des Geistes und die fluchwürdigste Befleckung neben einander gehen läßt."

„In der That," versetzte Basquine, „während eine Hälfte meines Lebens in einer gewissen Strenge verlief, denn Miß Turner ging nie gegen mich von ihrer ernsten Zurückhaltung ab ... verlief die andere in einer Hölle, deren gräßliche Erinnerung mich bis zum Tode verfolgen wird."

„Und es kam Dir nicht der Gedanke, zu fliehen?" fragte ich Basquine.

„Ich wollte nicht," erwiederte sie mit einer gewissen Exaltation, „denn in jener Zeit erblickte ich zum ersten Male in der Ferne das Ziel, das ich erreichen will und erreichen werde," fügte sie mit einer düstern Entschlossenheit bei.

„Ich verstehe Dich nicht, Basquine."

„Höre, Martin ... nicht wahr, Du hast mich sehr unglücklich gekannt? Du hast meinen Schmerz gesehen, als man mich den Armen meines sterbenden Vaters entriß. Du weißt, wie sehr meine Kindheit elend, mißhandelt, gebrandmarkt gewesen ist ... wir waren Gaukler, Landstreicher, Diebe ... nun wohl ... trotz dieser frühzeitigen Entsittlichung ... hatte ich wenigstens stets in der Tiefe meiner Seele eine gewisse unbestimmte Reue, ein gewisses Aufathmen zu einem minder befleckten Leben bewahrt ... Ihr erinnert Euch jenes Abends auf unserer Insel ..."

„Oh! ja ... ja ..." rief ich.

„Man hat nicht viele solche Erinnerungen und

man bewahrt sie in einem guten Winkel," sagte Bamboche.

„Nun wohl!" fuhr Basquine mit einer stets wachsenden Exaltation fort, „damals achtete ich mich noch genug in meinen eigenen Augen, daß ich meine Brandmarkung zu entschuldigen suchte, indem ich zu mir sagte: das Mißgeschick, die Verlassenheit haben mich zu dem gemacht, was ich bin. Doch nachdem ich mich eine Zeit lang bei diesem Mylord Herzog aufgehalten, war ich so furchtbar durch das Ungeheuer entsittlicht, daß ich sogar die Reue über diese äußerste Entartung verlor . . . Aber in demselben Grade, in welchem die Erziehung meinen Verstand entwickelte, erwachte in mir auch ein Bedürfniß, ein Verlangen nach Rache, das von Tag zu Tag zunahm und mein fixer, unablässiger Gedanke wurde. Von diesem Augenblick nahm ich mein Schicksal mit einer finsteren Freude an. Ich erfüllte Wunder der Arbeit; jede Zeit, über die ich verfügen konnte, benützte ich, um mich zu unterrichten und mir, so viel in meinen Kräften lag, liebenswürdige Talente, ausgezeichnete, verführerische Manieren, welche den Frauen eine so große Macht verleihen, zu erwerben. In einem Raffinement teuflischer Verdorbenheit begünstigte der Herzog meinen Geschmack für das Lernen. Er ließ für mich und gegen einen ungeheuren Preis einen vortrefflichen Professor des Gesangs und der Composition kommen, der die merkwürdigsten Künstler jener Zeit, so zu sagen, geschaffen hatte, und dessen Werke nunmehr volksthümlich geworden sind. Doch in Beziehung auf diesen Künstler," fügte Basquine sanft lächelnd bei, „erfahre einen Zug, mein guter Martin, der Dein Herz ausdehnen, erquicken wird, der Dich einen Augenblick von allen den finsteren Dingen, die ich Dir erzählen muß, wird ausruhen lassen . . . In den Augen des Künstlers, von dem ich spreche, eines vortrefflichen, würdigen Mannes, galt ich für die Adoptivtochter des Herzogs, denn ich wäre vor Scham gestorben,

wenn mein Professor hätte ahnen können, was ich damals war . . . Er bewunderte um so mehr die scheinbare Fürsorge, mit der man mich umgab, als er selbst, wie er mir sagte, seine Laufbahn einem eben so edlen, als geheimnißvollen Wesen zu verdanken hatte. „„Ich war vom heiligen Feuer erfüllt, aber arm, unbekannt, hülflos,““ sprach der Künstler zu mir; „„es gebrach mir an Mitteln zum Studiren, denn ich hatte kaum Brod; eines Tags sah ich in meine Mansarde einen ziemlich betagten, schlecht gekleideten Mann mit harter Miene, rauhem Worte und durchdringendem Blicke eintreten; seine Fragen bewiesen mir, daß er alle Einzelnheiten meines Lebens, meines Berufes kannte, und der Erfolg seines Besuches war die Zusicherung einer Pension, die mir in der That die Mittel zu studiren, zu arbeiten, mich hervorzuthun, mir einen Namen zu machen, verliehen; doch zum Unglück für meine Dankbarkeit sah ich meinen geheimnißvollen Wohlthäter nur dieses einzige Mal.““ „„Aber Sie wissen wenigstens seinen Namen?““ fragte ich den Künstler, der mir antwortete: „„Er sagte mir, er heiße Herr Just, und der Geschäftsführer, bei dem ich meine Pension erhob, wollte mir nicht mehr über diesen seltsamen Mann mittheilen.““

„Herr Just . . .“ rief Bamboche, Basquine unterbrechend, „das wird sonderbar.“

„Warum dies?“

„Ein junger, nunmehr berühmt gewordener Künstler, den ich in den Tagen meines Wohlstandes kannte, erzählte mir, er habe seine Laufbahn ebenfalls der edelmüthigen Unterstützung eines geheimnißvollen Beschützers zu verdanken, der sich Herr Just genannt.“

„Ohne Zweifel ist es derselbe!“ rief ich.

„Wahrscheinlich,“ versetzte Bamboche, „denn kurze Zeit, nachdem die Zukunft des Malers, des besten und ehrlichsten Jungen der Welt (obgleich er mich gekannt hat), gesichert war, wurde einer von seinen Freunden,

ein Bildhauer, ein junger Künstler von den schönsten Hoffnungen, der jedoch in der grausamsten Armuth lebte, wie der junge Maler auf eine wunderbare Weise von diesem Herrn Just unterstützt, den weder der Eine noch der Andere mehr als einmal gesehen hatte . . . der aber hübsch unterrichtet sein oder eine teufelmäßig feine Nase haben muß, um seine Wohlthaten so gut anzubringen, denn der junge Bildhauer, sein Schützling, erfreut sich bereits eines großen Rufes."

„Ah! ich danke, Basquine, ich danke," rief ich freier athmend, „es thut wohl, es beruhigt, so schöne, so edle Handlungen zn vernehmen. Nein, nein, es werden nicht alle Menschen durch den Reichthum entsittlicht; es gibt große Seelen, welche aus dem Reichthum einen priesterlichen Beruf machen . . . denn Gott sei gelobt! wenn es Herzoge von Castleby gibt, so gibt es dagegen auch Männer wie Herr Just. Ah! was würde ich geben," rief ich begeistert, „wenn ich diesen großen, hochherzigen Mann sehen könnte!"

Zwanzigstes Kapitel.

Geschichte von Basquine (Fortsetzung.)

„Ach! mein armer Martin," sprach Basquine zu mir, „ich muß Dich vom Himmel wieder in die Hölle fallen lassen, indem ich in meiner Erzählung fortfahre: Du kannst Dir leicht denken, daß ich bei einem Professor, wie der von mir erwähnte, welchen ich drei Monate lang hatte, rasche Fortschritte machte. Was ich Dir nun sagen werde, mein lieber Martin, wird Dir albern vorkommen; dennoch ist es die reine Wahr-

heit und dient zum Beweis für die Kraft meines Willens: ich besaß nicht Geist, ich wollte Geist haben lernen . . . Um zu wissen, was Geist war, las ich, studirte ich die ausgezeichnetsten, geistreichsten Schriftsteller, und aus dem Umgang mit ihnen erlangte ich wenigstens einen Jargon, der die Nichtkenner zu täuschen vermochte, denn Mylord Herzog, der auf seinen vielen Reisen die ausgezeichnetsten Männer Europas hatte kennen lernen, sagte eines Tages ganz erstaunt zu mir: „„Gott verdamme mich! ich glaube, diese Kleine ist geistreich geworden."" Beruhige Dich, Martin," fügte Basquine mit einem traurigen Lächeln bei, „ich werde nie geistreich gegen Dich sein."

„Doch die Rache, die Du verfolgtest?" versetzte ich.

„Zu Sicherung dieser Rache," rief sie, „mußte ich fortwährend arbeiten, um mir die Talente, die Vortheile, die Verführungsmittel zu erwerben, welche eines Tags furchtbare Waffen für mich sein würden . . . . nicht gegen den Herzog, das wäre mir unmöglich gewesen, sondern gegen jene ganze müßige, alberne, freche oder ehrlose Race, deren abscheuliches Alter der Herzog personificirte, deren abscheuliche Jugend der kleine Scipion personificirt."

„Ich fange an Dich zu verstehen, Basquine," sagte ich, betroffen über den unversöhnlichen Ausdruck in den Gesichtszügen des jungen Mädchens.

„Ah! unbarmherzige Race!" rief sie mit einer drohenden Exaltation, „ah! während Ihr vor Ueberfluß strotzet, starb mein Vater vor Schmerz und Elend, und man kaufte mich als ein kleines Kind für ein paar Geldstücke. Ah! Eure fluchwürdige Gleichgültigkeit gegen das Geschick von uns Dürftigen ließ mich in dem heiligen Alter brandmarken, wo die größten Verbrecher wenigstens rein gewesen sind. Ah! als ich Euch eine noch unschuldige, wenn auch befleckte Hand reichte, stießt Ihr mich zurück! . . . Ah! Ihr übersättigten, vornehmen Herren, Ihr habt aus mir das Spielzeug

und das Opfer Eurer blutigen Schwelgereien gemacht, Ihr fandet in einem höllischen Hohne ein Vergnügen daran, meinen Verstand in demselben Grade zu erleuchten, in welchem Ihr mich als Geschöpf entartetet . . . Ah! Ihr habt mich in einen Abgrund von Beleidigungen, von Schmähungen, von Martern versenkt! Ah! die Ansteckung Eurer gräßlichen Verkehrtheit hat mich bis in das Mark verdorben und ich bin nicht zwölf Jahre alt! Doch wartet . . . wartet . . . ich werde eines Tags das sechzehnte Jahr erreichen . . . das Alter der Unschuld und der Reinheit, das Alter, wo die Schönheit in ihrem ganzen Glanze leuchtet, das Alter, welches die Verführungsmittel, die Talente, die ich mir errungen habe und noch erringen werde, hervorhebt; wartet, wartet, und Ihr werdet sehen, wie ich dann, stark durch die Laster, die Ihr mir eingepflanzt, stark durch den unversöhnlichen Haß, den Ihr mir eingeflößt, stark durch mein Herz, das vor dem Alter, wo es erwacht, gestorben ist . . . . stark durch meine Sinne, welche vor dem Alter, wo sie sich entzünden, erloschen sind, stark besonders durch die Verachtung, den Eure Race in mir erregt . . . . wartet, sage ich, und Ihr sollt dann sehen, mit welchen tollen, wahnsinnigen, verbrecherischen Leidenschaften ich Euch zu berauschen verstehen werde. Oh! Ihr werdet mich eines Tages lieben! . . . Und ich werde gerächt sein! . . ."

In der Haltung, in der Geberde, auf dem Antlitz von Basquine war, während sie diese Verwünschung sprach, eine so furchtbare Entschlossenheit ausgeprägt, daß ich unwillkührlich ausrief:

„Basquine, Du erschreckst mich . . ."

Basquine fuhr mit der Hand über ihre mit einer brennenden Röthe bedeckte Stirne, schwieg einen Augenblick und sprach dann:

„Verzeih', mein guter Martin, daß ich mich so hinreißen lasse, doch bei Dir und Bamboche suche ich mich weder zu verstellen, noch mir Zwang anzuthun.

Ich fahre in meiner Erzählung fort. Uebrigens habe ich nur noch wenig zu sagen. Ein unerwartetes Ereigniß ließ mich das Haus des Herzogs verlassen . . . Er starb plötzlich am Schlagfluß . . . . Sein Neffe, sein einziger Erbe, kam bald mit der Diligence, um seine Erbschaft einzuziehen. Selbst schon sehr reich, doch eben so geizig, eben so streng, als sein Oheim üppig und verschwenderisch gewesen war, jagte dieser Neffe alle die Frauen aus dem Schlosse, welche Mylord Herzog hier zusammengebracht hatte, ohne daß eine derselben von ihm durch ein Legat bedacht worden wäre . . . . Miß Turner allein hatte sich ein bedeutendes Vermögen erspart. Sie beobachtete ihre gewöhnliche Unempfindlichkeit, als sie mich wie die anderen Geschöpfe des Serails wegjagen sah, schenkte mir jedoch zwanzig Franken und eine sehr schöne Guitarre, welche sie mich spielen gelehrt hatte. „„Kleine,““ sagte sie zu mir, „„mit diesem Brodverdienste, mit Deinem hübschen Gesichte, mit zwanzig Franken in der Tasche, mit einem guten Kleid und einem Päckchen Wäsche brauchst Du über Dein Schicksal nicht unruhig zu sein.““ So verließ ich das Schloß des Herzogs von Castleby am Anfang des Sommers, ohne einen andern Zweck zu haben, als den, nach Paris zu gehen, denn ich dachte bereits auf eine noch nicht ganz klare Weise an das Theater, wo ich besser als irgendwo durch Arbeit, durch Eifer und Willen die erste Stufe der Stellung, von der ich träumte, erreichen könnte, wo der einzige, hartnäckige, fixe Gedanke, der mein Inneres glühend wie die Rache erfüllte, verwirklicht werden dürfte . . . Meine Wanderung vom Süden nach Paris ging ohne ein merkwürdiges Ereigniß vor sich; das Wetter war beständig prachtvoll, und mit Hülfe meiner Guitarre, mit der ich meinen Gesang in den Kaffeehäusern und an andern öffentlichen Orten in den Städten, wo ich anhielt, begleitete, besaß ich bei meiner Ankunft hier ungefähr das Doppelte von dem, was ich der Großmuth von

Miß Turner zu verdanken hatte . . . Bald fügte es der Zufall, daß ich Bamboche begegnete, ich glaubte, mein Herz wäre todt, ganz todt; doch bei dem Anblick unseres Gefährten aus der Kindheit bebte ich vor Glück, Freude und Hoffnung . . ."

„Als ich sie traf," sagte Bamboche, „lebte ich mit meiner Witwe, der Schwester meines Meisters; ich verließ die Witwe, wohlverstanden . . ."

„Ja," sagte Basquine, „und so lange ich bei ihm blieb, arbeitete er muthig bei seinem Schlosserhandwerk, um meine Bedürfnisse zu befriedigen, weil er mich aus Eifersucht nicht wollte in den Kaffeehäusern Guitarre spielen lassen."

„Daran erkenne ich ihn," rief ich.

„Aber . . .," sprach Bamboche mit beklagendem Tone, „sie sagt Dir nichts von allen den Leiden, mit denen ich sie während dieser Zeit überhäuft habe; meine Rohheiten, meine Gewaltthätigkeiten, veranlaßt durch meine Eifersucht und durch . . ."

„Wozu soll es nützen, daß wir Martin von diesen traurigen Erinnerungen sprechen?" versetzte Basquine unsern Gefährten unterbrechend. „Du hattest nicht Unrecht, Bamboche, wenn Du Dich, nicht über meine Zuneigung, sondern über meine Kälte beklagtest . . ., ich liebte wahrlich keinen Andern, aber ich liebte Dich nicht mehr, wie Du gern geliebt gewesen wärest . . . Als ich Dich wiedersah, glaubte ich einen Augenblick, ich fühle die unglückliche Liebe sich wiederbeleben, welche aus der Kindheit herrührte . . . Ich täuschte mich; die außernatürlichen Gefühle überleben sich nicht . . . es ist schon seltsam genug, daß sie einige Zeit dauern. Und dann siehst Du, Martin, ich war einzig und allein von dem Verlangen, meine Kunst zu studiren, erfüllt; eine geheime Stimme sagte mir, durch sie allein würde ich jenes Ziel, jene Rache erreichen, welche ich damals verfolgte, wie ich sie heute verfolge: mit einer unüberwindlichen Hartnäckigkeit, mit einem blinden Vertrauen

auf die Zukunft; die Eifersucht, die beständigen Vorwürfe von Bamboche über das geringe Maaß von Liebe, das ich für ihn kundgab, betrübten mich; ich wäre tausendmal glücklicher gewesen, wenn er, wie ich ihn bat, eine schwesterliche Zuneigung angenommen hätte; doch seine Zudringlichkeiten, die Ausbrüche seines Zornes waren mir am Ende unerträglich, denn er litt grausam durch meine Kälte, und der Aerger, den ich jeden Tag zu erfahren hatte, war ein beständiges Hinderniß auf der Bahn, die ich verfolgen wollte . . . . Eines Abends . . ."

„Als ich nach meiner Arbeit nach Hause zurückkehrte," sagte Bamboche, Basquine unterbrechend, „war sie verschwunden . . . Seit jenem Tage habe ich sie bis heute nicht wiedergesehen."

„Und wie ist es Dir seit jener Zeit gegangen?..." fragte ihn Basquine mit rührender Theilnahme; „sage es uns, denn für mich wirst Du immer mein Bruder sein, wie Martin . . . In welcher Lage wir uns auch je alle drei finden dürften... wir werden, oh!... ich bin dessen gewiß, und es zeugen hiefür unsere Erschütterung von vorhin und die unveränderliche Erinnerung, die wir von einander bewahrt haben . . . wir werden den Schwüren unserer Kindheit treu sein."

„Oh ja! . . . immer! . . ." rief ich, so wie Bamboche.

Und wir nahmen jeder eine von den Händen von Basquine.

Nach einem Augenblick ernsten Stillschweigens sagte ich zu Bamboche:

„Fahre in Deiner Erzählung fort: wie ist es Dir nach dem Verschwinden von Basquine ergangen?"

„Anfangs glaubte ich, ich müßte wahnsinnig werden, so sehr brachte mich ihr Weggehen in Verzweiflung. . . . Siehst Du, ich liebte sie, Martin, wie ich nie geliebt habe und nie lieben werde. Zum Beweise dient: für sie spürte ich Zartheiten bei mir, welche mir stehen,

wie Atlaßschuhe einem Ochsen . . . denn statt zu arbeiten wie ein Wüthender, um unsere kleine Haushaltung zu bestellen, hätte ich, als ich Basquine traf, zu meiner Witwe zurückkehren und mit einem Schlage mehr Geld von ihr ziehen können, als ich gewann, indem ich Blut schwitzte, um für uns Beide, für mich und Basquine, so lange sie bei mir blieb, den Lebensunterhalt zu gewinnen. Nein, nein . . . Basquine das Brod meiner Witwe essen lassen, das sagte mir nicht zu, während es mir bei jeder Andern als bei Basquine wie einem Handschuh gegangen wäre. Ich sage Dir, Martin, nach Dir und ihr gibt es für mich hinsichtlich der guten Gefühle keine Steigerung mehr."

„Gestehe wenigstens," versetzte ich, „daß es schon groß und schön ist, wenn wir sehen, wie unsere gegenseitige Zuneigung solche Gefühle, so beschränkt sie auch sein mögen, rege macht."

„Beschränkt sind sie, dafür stehe ich; nach dem Abgange von Basquine nahm ich auch wieder meinen Flug als Nachtvogel oder Raubvogel . . . Um diese Zeit traf ich la Levrasse. „„Ah! alter Schelm!"" sagte ich, „„Du bist also immer noch am Leben?"" „„Ah! großer Schurke,"" antwortete er, „„Du wolltest mich also in meinem Wagen schmoren?"" „„Und Du warst zäh genug, um nicht braten zu wollen? Das setzt mich nicht in Erstaunen; doch die Mutter Major?"" „„Sie war zarter, Du weißt es wohl, schlechter Taugenichts,"" erwiederte mir la Levrasse. „„Sie wurde gar gekocht.""

„Ah! mein Gott," rief ich, „und der Fisch-Mensch?" denn ich hatte seit unserer Trennung oft an ihn gedacht.

„Es ist wahr," sprach Basquine; „armer Leonidas!" er war auch in dem Wagen eingeschlossen, im Augenblick, wo Du ihn in Brand stecktest. Hat Dir la Levrasse Nachricht von ihm gegeben, Bamboche?"

„Der Fisch-Mensch ist der kurzen Brühe entgan-

gen, wie mir la Levrasse sagte; doch der Schurke Poireau, der Pitre, wurde erstickt. Nach Gebühr," sprach Bamboche, und er fuhr fort: „La Levrasse hatte sich bereits als Spielwaarenhändler in der Passage Bourg l'Abbé niedergelassen; doch zur Erholung trieb er, wie er mir sagte, Bankgeschäfte . . . Der alte Banquiste! er versteht sich gut darauf. „„Gut,"" sagte ich zu ihm, „„ich verzeihe Dir, es ist Dir nur eine Backe gebräunt worden, das ist abscheulich, denken wir nicht mehr daran."" „„Ah! Du verzeihst mir? Das lasse ich mir gefallen,"" antwortete la Levrasse, „„und um Dir zu beweisen, daß ich für Deine Milde empfänglich bin, lade ich Dich auf morgen zum Mittagessen ein."" Ich hütete mich wohl, bei dem Rendezvous zu fehlen; der alte Schurke studirte mich, beobachtete mich, ließ mich plaudern und sagte beim Nachtisch zu mir: „„Höre, ich treibe Bankgeschäfte und als Banquier kaufe ich oft für ein Stück Brod Schuldforderungen, welche wohl gesetzlich einzufordern, aber sehr schwer einzutreiben sind; bald, weil die Schuldner in fremde Länder reisen, bald, weil die Bursche Mittel finden, ihre Güter sicher zu stellen . . . Bis jetzt habe ich in Ermangelung eines vernünftigen Associé aus diesen Geschäften noch nicht den ganzen Nutzen gezogen, der sich daraus ziehen läßt, während man Gold in Barren damit gewinnen könnte . . . Höre ein Beispiel unter vielen: ich habe um fünfzehn tausend Franken eine Schuldforderung von zwei und siebzig tausend Livres an einen Herrn Rondeau gekauft; er hat Mittel, zu bezahlen; er besitzt sechs bis siebenmal hundert tausend Franken, mit denen er, nachdem er sie realisirt, nach England durchgegangen ist, wo der Schurke ein großartiges, lustiges Leben führt; gesetzlich vermag ich nichts, denn unter diesen Umständen ist keine Hülfsvollstreckung möglich, doch wenn man moralischen Zwang anwenden würde . . . wie? Denke Dir, mein Freund Bamboche, ich schenkte Dir meine sehr gültige, sehr geordnete For-

derung, Dir, der Du keinen Sou besitzest? Was würdest Du thun, wenn Du wüßtest, daß jenseits der Meerenge ein Bursche lebt, der Mittel hat, um vollständig zu bezahlen, und dabei . . . ich vergaß diesen wichtigen Umstand, feig ist wie der Mond?““ „„Bei Gott!““ erwiederte ich, „„dazu braucht man nicht viel Witz: ich würde meinen Schuldner aufsuchen, ihn bei den Ohren nehmen und mich mittelst kräftiger Stockschläge bezahlt machen . . .““ „„Es ist etwas Gutes an dem, was Du da sagst,““ versetzte la Levrasse; „„doch in England wie in Frankreich packt man die Gläubiger, welche mit Stockschlägen verfahren, aber man verhaftet einen Gläubiger nicht, der beständig seinem Schuldner in den Straßen, auf den Spaziergängen, in den Theatern folgen und ganz laut und öffentlich zu ihm sagen würde: — Mein Herr, Sie sind mir gesetzlich zwei und siebzig tausend Franken schuldig, Sie haben Mittel, mir dieselben zu bezahlen, Sie weigern sich, Sie sind ein Schuft. — Vor einem solchen Alp rückt der Schuldner mit seinem Gelde heraus; rückt er nicht heraus, so sucht man andere Mittel, und mit Deinem Kopf, Bamboche, findet man sie.““ „„Wie viel geben Sie mir,““ sagte ich zu la Levrasse, „„und in acht Tagen mache ich, daß Sie von Herrn Rondeau bezahlt werden?““ „„Ich bezahle Dir die Reisekosten und gebe Dir fünf tausend Franken . . . ruhig, mache keine so große Augen; ich gebe Dir zehn tausend Franken . . . willst Du Deinen Stock in Ruhe lassen; ich willige zu fünfzehn tausend Franken ein . . . Du erhebst sie bei dem Banquier, an den Herr Rondeau die Zahlung leistet.““ „„Es mag sein, für fünfzehn tausend Franken.““ Ich reiste nach London ab, acht Tage nachher hatte la Levrasse sein Geld, und ich meinen Antheil; als ich mich im Besitze dieses Vermögens sah, sagte ich zu mir: „„Ich muß Martin aufsuchen, und er soll davon genießen.““

„Braver Bamboche!“

„Claude Gérard wollte es nicht . . . das war für mich eine schlimme Reise . . . ja, doppelt schlimm," fügte Bamboche bei, indem er plötzlich eine düstere Miene annahm, die mich in Erstaunen setzte.

„Warum doppelt schlimm?" fragte ich, als ich sah, daß er nachdenkend schwieg.

„Weil ich Dich nicht fand, Martin . . . . und dann . . ."

„Und dann? . . ."

„Verfluchtes Narrenhaus, fort . . ." murmelte er mit halber Stimme.

Für den Augenblick erschienen mir diese Worte unerklärlich, und ich sagte zu Bamboche:

„Erkläre Dich."

„Nein," entgegnete er bebend; „woran des Teufels denke ich? . . . Claude Gérard wollte Dich also nicht von sich lassen," fuhr Bamboche fort; „ich kehrte nach Paris zurück und trieb es dann, meiner Treue! bunt und toll; doch da in der Regel nur Schnapphähne meiner Art Glück haben, so spielte ich, als ich an meinen letzten tausend Franken war, in No. 113 und gewann in zwei Tagen fünfzig tausend Franken; je mehr ich Geld hatte, desto mehr fehltest Du mir, braver Martin. . . . Ich sage nichts von Dir, Basquine; . . . wenn ich gewußt hätte, wo Du zu finden gewesen wärest . . ."

„Ich glaube Dir, Bamboche," sprach Basquine, „mit mir das so leicht gewonnene Geld theilen, was war dies gegen die harte Arbeit, die Du Dir auferlegtest, während wir mit einander lebten?"

„Es ist wahr, es wurde mir nicht so sauer, meine fünfzig tausend Franken zu gewinnen. Statt der Feile und des Hammers den ganzen Tag hindurch, ein paar Rechenstriche auf dem grünen Teppich, und die Dublonen eingesackt . . . Nun war meiner Treue großes Tralala, eine herrliche Wohnung, Pferde, Wagen und ein Mädchenkalender von Amalie bis Zelie, alle Buchstaben des Alphabets kamen an die Reihe. Ich ließ

mich Kapitän Hector Bambochio nennen; diese Kapitänschaft fabricirte ich mir, als ich den Vater la Levrasse von Texas sprechen hörte, wo er irgend ein Geschäft eingefädelt hatte. Während ich im Zuge war, schmückte ich mich mit einem Vater Marquis und einem zukünftigen Schwiegervater, einem Granden von Spanien. Ein Jahr lang führte ich das Leben eines Spielers; das glich wie ein Wassertropfen dem andern unserem Vagabundenleben. Doch Alles hat ein Ende, selbst das Glück: Roth hatte mich stets als verwöhntes Kind behandelt, endlich aber behandelte es mich wie die selige Mutter Major nach unserer Liebschaft; da wollte ich mit Schwarz Kurzweil treiben, doch Schwarz war hundertmal schlimmer. Ich war bereits aus meiner schönen Wohnung in der Rue de Richelieu herausgerumpelt, um in ein abscheuliches Hotel in der Rue de Seine zu fallen. Hier fristete ich eine Zeit lang mein Leben, indem ich zu Duellen zwischen meinen Nachbarn, den Studenten, und ihren Freunden aufreizte. Ich ließ mich als Zeuge annehmen, frühstückte durch die Pistole, speiste durch den Säbel zu Mittag und aß durch den Raufdegen zu Nacht. Ich vergaß, Dir zu sagen, daß ich eine leidenschaftliche Neigung für die Fechtkunst und so viel Anlage hiefür hatte, daß in achtzehn Monaten Bertrand, der unvergleichliche Bertrand, in dessen Saal ich als Sohn einer reichen Familie erschien, aus mir nicht einen eleganten, gewandten, regelrechten Fechter machte, was ihm bei so vielen Andern gelang, denn hiegegen sträubte sich meine ungestüme Natur, sondern mir, der ich links bin, ein furchtbar gefährliches Spiel gab. Dieser Ruf, den ich praktisch durch ein Duell begründet hatte, wobei ich einem empörten Gläubiger, der für einen großen Menschenfresser galt, den Bauch aufschlitzte, unterstützte mich ungemein bei meinen Eintreibnngen für la Levrasse . . . Doch endlich war der Sack meiner Schuldscheine leer; meine kleinen Studenten und ihre Freunde hatten sich alle

gegen einander geschlagen . . . Man hatte mich vor die Thüre meines Hotel gesetzt, ich hing am Teufelshaken und war meiner Treue bereit, hundertmal Schlimmeres zu vollführen, als ich gethan . . . Da begegnete ich dem Cul-de-jatte, dem Mentor meiner Jugend. Der würdige Mann war zu einer andern Ordnung der Dinge übergetreten; er betrieb mit großer Behutsamkeit ein Contrebandegeschäft mit Cigarren, Stoffen, Flüssigkeiten, dem Teufel und seiner Großmutter; ich kannte viele Menschen, mehr schlechte als gute, und übernahm es, seine Contrebande bei jungen Männern und Mädchen gegen Maklerlohn unterzubringen. Ich lebte kümmerlich und wohnte an dem Sitze unserer Gesellschaft, im Impasse du Renard; doch die Schmugglerlunte wurde gerochen. Es lagen keine Beweise gegen mich vor und ich machte mich aus dem Staube . . . Ich sann auf einen schlechten Streich, als mir ein Gedanke kam: ich bin kräftig, die Natur hat mich mit fünf Fuß und sieben Zoll beschenkt, ich will mich als Ersatzmann beim Militär verkaufen. Bin ich verkauft, so spiele ich um den Preis. Gewinne ich, so stelle ich selbst einen Ersatzmann; verliere ich, so werde ich Soldat, und es vergehen keine zwei Monate, bis man mich wegen Insubordination erschießt. Wie ist es übrigens mit den Karten! gerade wie mit den Frauen: eine Laune führt das Glück wieder zu Roth zurück. Ich gewinne zehn tausend Franken, kaufe einen Ersatzmann und sitze wieder auf meinem Rosse . . . Doch bei mir kommt ein Unglück nie allein, und ein Glück eben so wenig," sprach Bamboche und reichte mir und Basquine voll Rührung die Hand. „Der alte Schurke la Levrasse hatte neue Forderungen einzutreiben; er verband damit die Annehmlichkeit, daß er baares Geld Minderjährigen anbot, von denen er wußte, daß sie nach dem Tode von Papa und Mama reich werden mußten. Mein Glück im Spiele erlaubte mir, mich mit einer bereits teufelmäßig gemischten Ge-

sellschaft zu verbinden; hier köderte ich einige aus dem väterlichen Schlage verirrte junge Tauben. La Levrasse rupfte sie, und ich hatte meinen Theil am Flaum. Der Cul-de-jatte war für kurze Zeit untergetaucht; er erschien wieder auf der Oberfläche des Kothes von Paris, und ich machte meinen Gehülfen aus ihm. Aus Achtung vor seinen weißen Haaren übertrug ich ihm den Grad eines Majors und er bezieht seinen Invalidengehalt; finden sich widerspänstige Gläubiger, so sondirt er das Terrain und dient mir im Nothfall als Zeuge. Dies ist der Stand meiner Angelegenheiten, meine Kinder . . . Ich habe in dem Secretaire, den Ihr hier seht, etliche und fünfzig tausend Franken zu Euren Diensten. Vor einiger Zeit nahm ich die Frauensperson an, welche Ihr in den Funambules gesehen, wohin ich gegangen war, ohne den Zettel zu lesen. Madame Bambochio, die der Teufel wiederfinden mag, sagte zu mir: „„Gehen wir in die Funambules, das ist guter Ton . . .““ Ich ging dahin und hatte, wie ich Euch gesagt, meine Kinder, wie immer zwei Glücksfälle zu gleicher Zeit, was spreche ich, zwei? . . . Ich hatte drei, vier, fünf, denn ich machte mir das Vergnügen, den Vicomte Scipion, seinen Vater und Andere zu beohrfeigen, als ich der armen Basquine zu Hülfe eilte. Dies ist mein Bekenntniß; nun sprich, Basquine, wie Teufels kam es, daß wir Dich auf diesem Theater fanden?“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Abschied.

„Als ich Bamboche verließ," fuhr Basquine fort, „entfernte ich mich von Paris, aus Furcht, ich könnte ihm begegnen und neuem Zudringen nachgeben. Ich sang wieder in den Kaffeehäusern der Städte, durch welche ich kam. Obgleich mein Publicum so roh und plump war als unser altes Publicum, da wir noch zu der Truppe von la Levrasse gehörten, so bemühte ich mich doch, meiner Stimme, meiner Sprache, meiner Physiognomie so viel als möglich Ausdruck zu verleihen; Alles wurde für mich auf diese Art ein Gegenstand des Studiums und ich stellte beständig Beobachtungen über die Mittel an, durch die sich die Zuschauer bewegen ließen. Ich suchte sogar die Worte und die Melodien von einigen Liedern zu componiren, an denen mein Auditorium in freier Luft ziemlich viel Geschmack fand. Nur mit dem Ziele beschäftigt, nach dem alle meine Gedanken hinstrebten, war ich kaum empfindlich für die harte Armuth, für den Ekel, für die gemeinen Berührungen, in die mich mein neues Umherschweifen brachte, kurz, für all das Elend, das mir hätte um so peinlicher sein sollen, als ich während meines langen Aufenthalts bei dem Mylord Herzog alle Verfeinerungen eines Lebens im Ueberflusse hatte kennen lernen. Der Zufall führte mich nach Orleans, wo ich eines Abends in einem Kaffeehause von sehr niederem Range sang; ich war bei Stimme und fand großen Beifall. Unter den Zuschauern bemerkte ich einen Mann von etwa fünfzig Jahren von sehr verständigem Gesichte, dessen purpurrothe Hautfarbe jedoch den Säufer auf eine Stunde verrieth; das Aussehen dieses Menschen fiel mir um so

mehr auf, als er auf eine bizarre Weise gekleidet war. Unter seinem schlechten Oberrock gewahrte man einen alten Leibrock von bläulichem, verschobenem Sammet, worauf noch Spuren von ehemaligen Stickereien von Semilor bemerkbar waren, und seine geflickte Hose schweifte sich auf ehemals rothen, übergetretenen Stiefeln von Maroquin aus."

„Ich wette, ein alter Schauspieler," sagte Bamboche.

„Ganz richtig," antwortete Basquine. „Dieser Mensch, der auf der Straße seinen Theaternachlaß vollends abtrug, war ein alter Komödiant von der komischen Oper der Provinz, den man vor Kurzem wegen seiner beständigen Trunkenheit von dem Theater der Stadt weggejagt hatte; man hieß ihn la Baguenaudière. Mit ziemlich viel natürlichem Witz begabt, sehr heiter, ein sehr guter Gast, hatte er es dahin gebracht, daß ihn die Müssiggänger sich streitig machten; er hatte auch beständig einen kleinen Hieb, wenn er nicht ganz und gar betrunken war. La Baguenaudière, nachdem er mich mit großer Aufmerksamkeit angehört, klatschte mir nicht Beifall, sondern kam auf mich zu und sagte zu mir: „„Ich bin ein alter Ausgelernter, ich verstehe mich auf Stimmen und Talente . . . Wenn Du arbeitest, meine Kleine, so bist Du, ehe vier oder fünf Jahre vergehen, erste Sängerin der Oper in Paris. Willst Du, so gebe ich Dir Unterricht, ich habe nichts zu thun, das wird mich belustigen."" Ich nahm seinen Antrag mit lebhafter Dankbarkeit an."

„Und dieser Mann hatte wirklich Talent?" fragte ich Basquine.

„Hätte dieser Unglückliche die vortrefflichen Theorien, die er über seine Kunst offenbarte, in Ausübung bringen können," erwiederte Basquine, „so würde er sich einen berühmten Namen unter den großen darstellenden Künstlern seiner Zeit gemacht haben. Der Professor, den mir der Mylord Herzog gegeben hatte, war

ein vortrefflicher Sänger und ein merkwürdiger Compositeur, aber er war kein Schauspieler. La Baguenaudière war im Gegentheil ein ziemlich guter Musiker (er gab Bufforollen in der komischen Oper) und ein vollendeter Schauspieler. Niemand kannte theoretisch besser als er die zahllosen Mittel seiner Kunst, von den Wirkungen der freisten Komik bis zu den erhabensten dramatischen Effecten; warum war dieser Mensch von einem so wunderbaren Verstande, der gleichmäßig eine Rolle von Molière, von Racine, von Corneille mit einer unglaublichen Tiefe des Gefühls und der Beobachtung analysirte, ein mittelmäßiger Sänger der Oper geworden und geblieben? Das ist einer von den eben so häufigen als unerklärlichen Widersprüchen. Ich nahm also, wie gesagt, das Anerbieten von la Baguenaudière an; er war gegen mich in seinen Lectionen von einer beinahe brutalen Härte und Strenge; doch in den lichten Augenblicken, die ihm die Trunkenheit ließ, ertheilte er mir Lehren, die für mich eine wahre Offenbarung enthielten . . . Leider war diesem unschätzbaren Unterricht für mich ein Ziel gesteckt. Immer von der Völlerei beherrscht, versank la Beguenaudière in eine Verdumpfung, welche zum Stumpfsinn wurde; es war ein Akt der Großmuth, daß man ihn in ein Bettelhaus brachte. Wiederholt hatte mir dieser Mensch gerathen, nach Paris zu gehen und dort um jeden Preis ein Unterkommen bei einem kleinen Theater zu suchen, denn er sei fest überzeugt, sagte er, wenn ich einmal, gleichviel wo, Aufnahme gefunden habe, und wenn ich zu arbeiten fortfahre, so müsse ich am Ende bekannt werden. Ich entfernte mich von Orleans, um nach Paris zu gehen, wobei ich mir mein Brod unter Weges wieder durch Singen erwarb. So kam ich nach Sceaux," sprach Basquine, deren Stirne nun wieder drohend, düster wurde, „hier war es, wo ich den Vicomte Scipion seit der Scene im Walde von Chantilly zum ersten Male wiedersah; es war ein Festtag; ich hoffte etwas zu gewin-

nen, wenn ich in dem besten Wirthshause des Dorfes singen würde, und ließ mir dasselbe bezeichnen. Ich hatte eben ein Lied vor mehreren Personen beendigt, welche an einem Tische mitten im Garten dieses Restaurant saßen, als mir ein Kellner sagte, man wünsche mich in einem der Zimmer des ersten Stockes zu hören. „„Du wirst weiße Stücke bekommen,““ fügte der Kellner bei, „„denn es sind reiche Leute.““ Ich folgte meinem Führer, er öffnete eine Thüre, und ich befand mich vor Scipion und zweien seiner Kameraden. Die Scene im Walde von Chantilly war mir so gegenwärtig geblieben, daß ich ihn auf der Stelle erkannte; er erkannte mich ohne Zweifel nicht. Uebrigens kam er mir, wie seine Kameraden, sehr vom Weine belebt vor. „„Singe, kleine Bettlerin,““ rief er mir mit rohem Tone und beinahe ohne mich anzuschauen zu. „„Ich werde Dich besser bezahlen, als die Canaillen im Garten. Hier, faß',““ und er warf mir frech ein Fünffrankenstück zu, das auf den Boden rollte. Ich war so bewegt von Erinnerungen aller Art, die der Anblick dieses boshaften Kindes in mir erweckte, daß ich Anfangs auf seine Rohheiten nicht Acht gab. Er stand sodann vom Tische auf und sagte seinen zwei Kameraden ein paar Worte in das Ohr; der Eine von ihnen lief an die Thüre und schob den Riegel vor . . . und nun begann gegen mich eine Scene schändlicher Brutalität. Ich vertheidigte mich weinend, leise flehend, ohne daß ich um Hülfe zu rufen wagte, denn ich wußte, daß im Falle eines Scandals der Herr des Wirthshauses mir völlig Unrecht geben und mich schmählich fortjagen würde . . . Meine Bitten, meine Angst machten diese kleinen Elenden kühn; mein hartnäckiger Widerstand brachte Scipion außer sich; schon vom Weine erhitzt, wurde er von einer wahren Wuth befallen; er überhäufte mich mit Beleidigungen und schlug mich so abscheulich in's Gesicht, daß mein Blut floß. Da machte ich mich mittelst einer verzweifelten Anstrengung los,

stürzte an das Fenster, öffnete es und schrie um Hülfe. Mein Gesicht war blutig; als die Personen, welche im Garten saßen, mich so sahen, erhoben sie sich stürmisch; erschrocken zog einer von den Kameraden von Scipion den Riegel der Thüre zurück; der Herr des Wirthshauses trat ein, warf die ganze Schuld auf mich und jagte mich unter Schmähungen fort; doch mehrere Zuschauer dieser Scene ergriffen Partei für mich, und ohne die Ankunft des Hofmeisters von Scipion, der, unterstützt von dem Wirthe, den Vicomte und seine Kameraden durch eine Hinterthüre hinaüsließ, wo sie sogleich in den Wagen stiegen, wäre die entrüstete Menge vielleicht schlimm mit ihnen verfahren."

„Erbärmlicher Schuft!" rief Bamboche, „es ist immer derselbe boshafte Bube aus dem Walde von Chantilly; doch das muß mit etwas Hartem für ihn endigen . . . er fängt an, das Alter zu haben."

„Das ist meine Sache, ich werde warten," entgegnete Basquine mit ihrer kalten Ironie. „Wenn ich von diesem unwürdigen Benehmen von Scipion gegen mich mit Euch, meine Freunde, spreche, so geschieht dies, weil es zusammengestellt mit der Scene von diesem Abend einen Charakter seltsamen Unheils annimmt," fügte Basquine, allmälig sich belebend, bei; „ohne Zweifel wirft der böse Geist des Vicomte diesen immer wieder auf meinen Weg . . . treibt ihn an, mich mit Beleidigungen zu überhäufen, welche geeignet sind, die Rachgier einer Frau bis zur Wildheit anzustacheln," rief Basquine, das Auge funkelnd, die Nasenlöcher weit geöffnet, das Gesicht durch einen Ausdruck unversöhnlichen Hasses zusammengezogen; „es war nicht genug, daß er mich, noch ganz klein, unbarmherzig zurückstieß, später gröblich beleidigte, beohrfeigte, das schlimme Geschick des Vicomte mußte ihn auch noch diesen Abend in das Theater führen! . . . Denn Ihr Beide wißt nicht, was Verzweiflungsvolles für mich in diesem Vorfalle liegt; ich spreche nicht von der zugleich lächerlichen

und rohen Demüthigung, die ich erlitten habe . . . von dem Gezische, von den Beleidigungen, mit denen ich verfolgt wurde; aber erfahrt, daß es mir nur nach unerhörten Willensanstrengungen, nach unglaublichen Entbehrungen gelungen ist, bei diesem unglücklichen Theater Aufnahme zu finden; da ich nicht mehr auf den Straßen sang, so mußte ich mit den zehn Sous täglich leben, die man mir als Figurantin gab, das heißt, ich konnte nicht nach meinem Hunger Brod essen und mußte durcheinander in abscheulichen Schlupfwinkeln mit dem Schmutzigsten schlafen, was es in Paris gibt."

„Ah! für eine Frau ist das gräßlich," rief ich. „Mein Gott, wie hast Du leiden müssen!"

„Die Hoffnung, die Ueberzeugung, ich werde durchdringen und mich eines Tags rächen, unterstützten mich," sagte Basquine; „ich verdoppelte meinen Eifer; durch einen unvorhergesehenen Glücksfall für mich wohnte ein Theaterdirector der Provinz diesen Abend der Vorstellung bei; wäre er mit meinem Gesang und mit meinem Spiel zufrieden gewesen, so bot er mir ein Engagement von achthundert Franken an . . . . Das war sehr wenig . . . . und dennoch war es für mich Alles, denn hatte ich einmal diesen ersten Schritt gethan, so war ich sicher, durch die Arbeit und durch hartnäckigen Willen zum Ziele zu gelangen; doch Ihr begreift," fügte Basquine mit einem Tone düsterer Trostlosigkeit bei, „nach meinem schmählichen, lächerlichen Falle diesen Abend ist jede Hoffnung auf dieser Seite für mich verloren . . . Ich weiß nicht, ob ich es nur wagen werde, mich bei dem unglücklichen Theater zu zeigen, wo ich nur mit der größten Mühe zugelassen wurde . . Gleichviel, ich bin erst sechzehn Jahre alt!" fuhr Basquine mit einem Ausdruck unbeugsamer Hartnäckigkeit fort, „ich werde mit einem neuen Aufwande meiner Kräfte wiederbeginnen . . . ich werde andere Mittel

suchen . . . ich gebe meine Rache nicht auf . . . ich will durchdringen und werde durchdringen. Ja, ich werde durchdringen, so erniedrigt, so schwach, so vereinzelt, so arm ich bin . . . . Oh! gesegnet seist Du, Scipion . . . der neue Haß, den Du mir einflößest, wird meine Energie verdoppeln . . . gesegnet seist Du, denn wenn ich nicht vor Hunger sterbe, dann magst Du mit Deiner ganzen Race . . ."

Hier unterbrach sich Basquine plötzlich, schaute Bamboche und mich beinahe verwirrt an und sagte zu uns:

„Verzeiht, verzeiht, meine Freunde, daß ich Euch über meinem Hasse vergesse . . . Später werden wir von der Zukunft sprechen . . . doch heute, da wir nach so vielen Jahren der Prüfung und der Trennung wiedervereinigt sind, wollen wir nur an das Glück denken, daß wir uns wiedersehen und uns wenigstens sagen können, was wir vielleicht Niemand gesagt haben . . . Das beruhigt, das tröstet, das ermuthigt . . . Mein Bekenntniß ist beendigt, Martin; das von Bamboche ebenfalls . . . Nun ist die Reihe an Dir . . . Du weißt nicht, mit welcher Ungeduld wir Deine Erzählung erwarten."

. . . .

Ich erzählte so kurz als möglich Alles, was mir seit unserer Trennung begegnet war, und ich gestehe, fortgerissen durch den Erguß, machte ich mir ein Bedenken, irgend etwas denjenigen zu verbergen, welche in ihrem Vertrauen mich in die geheimsten Gedanken ihres Herzens, in die traurigsten Mysterien ihres Lebens eingeweiht hatten, und so verheimlichte ich ihnen weder meine ehrfurchtsvolle Liebe für Regina, noch die Unruhe, die mir die verschiedenen Befürchtungen verursachten, deren Gegenstand sie war.

Abgesehen von dem blinden, wohlbegründeten Vertrauen, das mir die Liebe von Basquine und Bamboche einflößte, zählte ich auf die Kenntniß, die der letztere

von den Vorgängen im Leben von Robert von Mareuil zu haben schien, um im Falle der Noth eine ersprießliche Mitwirkung von meinem Jugendfreunde zu erwarten.

Es brachten mich endlich zu diesem vielleicht indiscreten Geständniß eines Theils die tiefe, aufrichtige Erschütterung, welche Basquine und Bamboche an den Tag legten, als sie mich meinen hartnäckigen Kampf gegen das schlimme Schicksal erzählen hörten, andern Theils ihre Angst, ich möchte sagen ihr Schrecken, da sie mich in meiner Erzählung dem Falle nahe sahen.

„Ah! ich athme . . .“ rief Basquine. „Martin, Du hast mir einen Augenblick Angst gemacht,“ sagte Bamboche, als ich ihnen erzählt hatte, wie ich durch das providentielle Zusammentreffen mit Regina von der Schande gerettet worden war.

In einem seltsamen, mir noch bis auf diese Stunde unerklärlichen Contraste hofften, erwarteten diese zwei Wesen nichts mehr von redlichen, erhabenen, edlen Gefühlen, und dennoch begriffen und schätzten sie mit einer rührenden Sympathie, was Gutes, Muthiges in meinem Benehmen während dieser Zeiten harter Prüfungen lag. Eben so war es in Beziehung auf meine Liebe für Regina.

„Du glaubst an Regina, wie meine arme Mutter an die heilige Mutter Gottes glaubte,“ sagte Basquine erschüttert, „das ist nicht mehr Liebe, das ist Religion.“

„Martin,“ sprach Bamboche mit ernstem Tone, als ich mein Bekenntniß beendigt hatte, „Du bist das beste Geschöpf, das man auf der Welt finden kann . . Du wirst lachen, wenn ich Dir sage, daß ich mich zufrieden fühle, zu sein, was ich bin, weil ich Dich besser schätze, als wenn ich so viel werth wäre wie Du, als wenn ich auf Deiner Höhe stünde.“

„Bamboche, die Freundschaft verblendet," erwiederte ich lächelnd.

„Ei, Donner Gottes! ich will keine Phrasen machen, doch dessen ungeachtet ist es wahr, daß man, je niedriger man gestellt ist, desto besser die Höhe eines Berges beurtheilt."

„Er hat Recht," versetzte Basquine, „die Freundschaft verblendet uns nicht . . . sie verhindert uns nur, neidisch oder ungerecht zu sein . . . Höre, mein guter Martin," fügte Basquine mit einem bittern Lächeln bei, „nicht die Schönheit weiß am besten die Schönheit zu schätzen, sondern die Häßlichkeit, wenn sie harmlos und ohne Neid ist."

„Und dann, siehst Du," versetzte Bamboche, „der Teufel vermag nichts dagegen . . . Du wirst Martin bleiben, wie Basquine und ich Basquine und Bamboche bleiben; wir sind nun in Erz gegossen, Du in dem guten Model, ich in dem schlechten; an diesem Erz kratzen, heißt sich zum Vergnügen die Nägel ausreißen; und das ist ein albernes Spiel, denn im Ganzen, was thut das? Basquine und Du, liebt Ihr mich weniger, weil ich ein Taugenichts bin . . . bis ich etwas hundertmal Schlimmeres werde? Nein . . . Ihr liebt mich, wie ich bin."

„Weil in Dir noch vortreffliche Eigenschaften vorhanden sind," sagte ich.

Er schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Ich habe nur zwei Eigenschaften: Basquine auf Leben und Tod gehören, ist die eine; Dir, Martin, auf Leben und Tod gehören, ist die andere; das ist der Grund meines Sackes . . . . Doch was thut das? Basquine und ich, lieben wir Dich, weil Du eben so hoch durch das Herz stehst, als wir niedrig stehen? Nein, wir lieben Dich, wie Du bist; doch worin wir uns gleich und ähnlich sind, das ist in unserer Ergebenheit für einander. In dieser Hinsicht, Martin, mache nicht den Stolzen, ich bin so viel werth als Du, und

Basquine ist so viel werth als wir Beide. Unsere Bekenntnisse haben das Gute gehabt, daß wir daraus erfahren, wir brauchen einander; was die Mittel, uns zu unterstützen, betrifft, so werden wir sie finden . . . Denken wir zuerst an mich . . . für den Augenblick brauche ich nichts, gar nichts. Dann bleibt Ihr Beide, Basquine und Martin. Basquine muß, trotz ihres Falles diesen Abend in den Funambules, das Engagement in der Provinz bekommen, auf das sie hofft, oder vielmehr etwas Besseres, sie muß ein herrliches Engagement in Paris erhalten."

„Wie dies?" sagte Basquine.

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich es weiß," erwiederte Bamboche; „doch Du sollst es haben, und zwar ein Engagement für erste Rollen, dafür stehe ich."

„Ja, wir stehen dafür," rief ich. „Balthasar Roger, der Dichter, einer von meinen Herren, ist fanatisch für das Talent von Basquine eingenommen. Ein ihm befreundeter, einflußreicher Journalist, theilt diese Bewunderung . . . es gibt kein besseres Gemüth, als das von Balthasar; das Ereigniß von diesem Abend wird ihm das Herz zerrissen haben, meine gute Basquine. . . . . Ich mache mich anheischig, ihn zu veranlassen, daß er Dich aus allen seinen Kräften bei seinem Freunde, dem Journalisten, empfiehlt."

„Und einmal durch die Zeitungen hervorgehoben," rief Bamboche, „wirst Du die Bedingungen dictiren. Ich sagte Dir, wir würden Dich für erste Rollen engagiren lassen . . . Was Dich betrifft, Martin . . . oder vielmehr, was Fräulein Regina betrifft, welche nun keinen eifrigeren Diener hat, als mich, da Du sie eben so sehr liebst, als achtest, so bemerke ich Dir, daß sie nicht in die Hände von Robert von Mareuil fallen wird. Du weißt nicht, was für ein Mensch das ist . . ich bin ein Heiliger gegen ihn . . . doch sei unbesorgt, man wird ihn zerstören, und ist er einmal zerstört (es scheint, das ist das Drohendste), so beschäftigen wir

uns mit den Andern, mit dem Prinzen von Montbar und mit dem Vater dieses Schuftes von einem kleinen Vicomte; das sind zwei Mund voll, mehr nicht — .. In welcher Brühe werden wir sie verspeisen? Ich weiß es nicht, doch wir finden sie . . . haben wir doch durch Dich ein Mittel gefunden, Basquine engagiren zu lassen."

Und als ich ein wenig an seinem schleunigen, unfehlbaren Verfahren zu zweifeln schien, fügte Bamboche bei:

„Wenn Du noch ein Wort sagst, so mache ich mich förmlich anheischig, Dich Fräulein Regina heirathen zu lassen; doch nein," versetzte Bamboche, indem er mir reumüthig die Hand reichte, „keine Scherze mit diesem Namen . . . Verzeih', Martin, verzeih', ich habe Unrecht gehabt... es ist schon viel, daß Du meine Hülfe annimmst . . . doch siehst Du, mein Braver, um gegen Robert von Mareuil zu kämpfen, sind die Bamboche mehr werth, als die Martin."

„Robert von Mareuil war diesen Abend in den Funambules, sagtest Du?" fragte plötzlich Basquine nach einem nachdenkenden Stillschweigen.

„Ja," antwortete ich, „auf der Vorbühne links."

„So ist es," rief sie lebhaft. „Obgleich im Hintergrunde der Loge sitzend, hatte er sich doch weit gegen die Scene vorgebeugt."

„Ganz richtig," sprach ich zu Basquine. „Er schien durch Dein Spiel und durch Deinen Gesang angezogen, bezaubert."

„Seltsamer Zufall! ich bemerkte ihn einen Augenblick; denn ganz von meiner Scene in Anspruch genommen, dachte ich nur an die Person, die ich vorstellte."

„Robert von Mareuil schien bezaubert," rief Bamboche, indem er Basquine mit einer Miene des Einverständnisses anschaute.

„Ja," antwortete diese, auf ihre sardonische Weise

lächelnd. „Robert von Mareuil, begreifst Du? ein Freund des Vicomte? Einer von den Koryphäen dieser Race, welche ich verabscheue?"

„Bei Gott! ob ich begreife?" rief Bamboche.

„Ich auch," sagte ich, „ich glaube zu begreifen. Doch nehmt Euch in Acht .... Robert von Mareuil ist ..."

„Mische Dich nicht in das, Martin," sagte Bamboche mich unterbrechend, „es gibt grobe Arbeit, mit der Du Dich nicht beschäftigen darfst ... das würde Dir Deine Hände beschmutzen, Du bist zu zart! Sei übrigens unbesorgt ... wir werden nichts ohne Deinen Rath thun ... Doch zum Teufel mit den Geschäften für diesen Abend ... das stiehlt uns unsere beste Zeit ... Wir haben uns nichts mehr mitzutheilen, bewirthen wir uns ein wenig mit der Vergangenheit; beginnen wir die: Erinnerst Du Dich? und speisen wir zu Nacht. Mir verlängert der Hunger die Zähne. Zum Glück hatte ich für mich und die selige Frau Kapitänin Bambochio Abendbrod bereiten lassen. Zu Tische, meine Freunde, zu Tische! Das ist vielleicht nicht so gut, als die Küche des armen Leonidas Requin. Erinnert Ihr Euch, was für vortreffliche Hammelsragouts er uns machte?"

„Und die Matelotten, in denen er sich in seiner Eigenschaft als Fisch-Mensch auszeichnete," sagte Basquine, die sich wie ich dem freudigen Ergusse von Bamboche hingab.

„Und die Art, wie er die Neugierigen entfernte, wenn sie zu nahe zu ihm kamen, um ihn in seiner Wanne zu untersuchen, erinnert Ihr Euch?" sagte ich.

„Ob ich mich erinnere!" rief Bamboche, während er dem Feuer einen üppig bestellten Tisch näherte, den er aus seinem Wohnzimmer, wo er bereit stand, geholt hatte, „es war während unserer letzten Vorstellung bei la Levrasse, wo Leonidas seine schönste Pest in Form eines Spaßes für die Neugierigen machte! ich stand

im zweiten Umkreis und spürte diesen vergifteten Geruch . . . es war zum Ersticken."

„An diesem Tage," sprach ich, „an diesem Tage, erinnerst Du Dich, arme Basquine, gab Dich das Ungeheuer, die Mutter Major, der großen Gefahr bei der menschlichen Pyramide preis?"

. . . .

Und unter dem unwiderstehlichen Zauber der für Freunde aus der Kindheit, welche sich nach einer langen Trennung wieder vereinigt sahen, magischen Worten: **Erinnerst Du Dich?** vergaßen wir, ganz in unser vergangenes Leben vertieft, Gegenwart und Zukunft bei dem herzlichen Mahle, das bis Tagesanbruch dauerte.

. . . .

Am Morgen kehrte ich in die Wohnung meiner Herren zurück; ich war sehr unruhig, zu erfahren, wie sie meine Abwesenheit ansehen würden, denn ich mußte um jeden Preis im Dienste von Balthasar, oder vielmehr von Robert von Mareuil bleiben, dessen Schritte zu ergründen ich ein so großes Interesse hatte. Ich bereitete mich vor, mich durch eine ziemlich geschickt geordnete Fabel zu entschuldigen, und trat in die Wohnung meiner Herren ein; der Schlüssel war in der Thüre, ich öffnete.

Zu meinem großen Erstaunen fand ich Balthasar mit dem Packen seines Koffers beschäftigt. Armer, würdiger Dichter! er war bald voll, und der architektonische Plan des glänzenden Palastes, den er sich wollte bauen lassen, füllte ihn zum großen Theile.

Die Physiognomie von Balthasar war ernst, traurig; ich hatte ihn nie so gesehen; als er mich erblickte, sagte er liebevoll:

„Ah! Du bist hier, Martin?"

„Mein Herr," antwortete ich ganz verwirrt, „entschuldigen Sie mich, wenn ich gestern gefehlt habe . . ."

„Sprechen wir nicht mehr davon, Martin . . . ich

habe nicht mehr das Recht, Dich zu zanken . . . mein armer Diener von einem Tag. Ich reise."

„Sie reisen, mein Herr?" rief ich und fügte dann unwillkührlich bei:

„Und der Herr Graf von Mareuil, Ihr Freund?"

„Mein Freund . . ." versetzte der Dichter, diese Worte mit einer gewissen Bitterkeit betonend, „mein Freund? . . . er bleibt hier . . . er wird diese Wohnung behalten: das Haus und das Quartier sagen ihm zu."

„Doch Sie, mein Herr?"

„Ich, mein Junge, ich werde einige Zeit auf dem Lande zubringen."

Ohne Zweifel hatte ein ernster, heftiger Bruch zwischen dem Dichter und Robert von Mareuil stattgefunden.

Nach ziemlich langem Stillschweigen sprach Balthasar, indem er ein Papier aus seinem Portefeuille zog:

„Ich bin Dir etwa sechzig Franken für die Commissionen schuldig, die Du für mich gemacht hast, mein Junge . . . denn Du fühlst wohl, daß die in Millionen kapitalisirten Löhne nur schlechte Scherze sind . . . Scherze, gut, wenn man heiter ist . . . Entschuldige mich, daß ich Dich so lange auf Dein Geld warten ließ."

„Ach! mein Herr . . ."

„Gern möchte ich Dich besser für Deine Mühe, für Deinen Eifer, für Dein Zartgefühl belohnen, denn nie, mein Junge, wagtest Du es, mich um Geld zu bitten, obgleich Du es wohl nothwendig brauchtest; gab ich Dir nicht früher, so geschah dies einfach, weil ich keines hatte . . . meine kleine, vierteljährige Pension war noch nicht verfallen, doch morgen wird sie verfallen sein. Hier ist der Empfangschein, Du trägt ihn an die angegebene Adresse, erhebst das Geld für mich, behältst sechzig Franken davon, und schickst mir den Rest durch eine Anweisung auf die Post in Fontainebleau."

„Ja, mein Herr . . . ich danke Ihnen," sagte ich, indem ich das Papier in Empfang nahm.

„Doch ich bedenke," versetzte der Dichter lächelnd, „ich habe eine so undeutliche Handschrift, daß ich nicht weiß, ob Du die Adresse wirst lesen können. Versuche es ein wenig."

Ich las den Schein allerdings mit großer Mühe; er war in folgenden Worten abgefaßt:

„Ich bescheine, von Herrn Renaud, Rue Montmartre No. 10, die Summe von dreihundert und fünfzig Franken für das abgelaufene Vierteljahr der Pension empfangen zu haben, welche mir durch **Herrn Just** großmüthig bewilligt worden ist.

Paris u. s. w."

„Ach! mein Gott!" rief ich, nachdem ich gelesen hatte: „abermals Herr Just!"

„Was hast Du denn, was willst Du damit sagen?" fragte mich der Dichter.

Ich erzählte Balthasar, was ich von den andern Freigebigkeiten dieses seltsamen Mannes erfahren hatte.

„Das ist außerordentlich," erwiederte mir der Dichter mit einer nachdenkenden Miene, „Herr Just muß der Teufel in Person sein. Ich starb auch beinahe vor Hunger, als er mich ausfindig machte; woher wußte er, daß ich eine Waise war? daß mein armer Vater, der beste der Menschen, durch einen Bankerott zu Grunde gerichtet, mich mittellos zurückgelassen hatte, daß ich bei der Wuth, zu schreiben, das Bewußtsein besaß, es werde mir eines Tags gelingen, mir einen Namen durch Arbeit zu machen? Ich weiß es nicht, es ist nur sicher, daß Herr Just, der das widerwärtigste und brutalste Gesicht der Welt hat, an einem schönen Tage bei mir eintrat. Nach einer langen Unterredung, wobei er mir unglaublich von Allem, was mich betraf, unterrichtet schien, ließ er mir einen Brief an diesen Herrn Renaud zurück, der mir seitdem die für mich so

nützliche und so wenig erwartete Pension ausbezahlte. Ich habe indessen Herrn Just nicht wiedergesehen, sein Geschäftsführer sagte mir nur jedes Mal: „„Es geht gut, fahren Sie fort, Sie sind ein fleißiger junger Mann . . . es wird Ihnen gelingen, man überwacht Sie, man weiß, was Sie thun."" Mein einziger Wunsch," fügte der Dichter seufzend bei, „mein einziger Wunsch ist es, Herrn Just eines Tages zu sehen, denn ihm habe ich Alles zu verdanken, wenn ich mein Ziel erreiche."

„Oh! ich hoffe es für Sie, mein Herr."

„Und ich auch . . . . Nun höre . . . . ich weiß, daß Du ein braver Junge bist . . . höre meinen Rath: Es ist möglich, daß Herr Robert von Mareuil, der meine Stelle in dieser Wohnung einnimmt, Dir den Vorschlag macht, in seinem Dienste zu bleiben . . ."

„Nun, mein Herr?"

„Nimm es nicht an . . . laß Dich nicht durch den Köder des Gewinnes verführen . . . bleibe, was Du warst, ein guter und treuer Commissionär, mehr kann ich Dir nicht sagen . . . . Uebrigens," sprach der würdige Dichter, „da ich meine Worte nie verleugne, so kannst Du dem Herrn Grafen von Mareuil sagen, ich, verstehst Du wohl? ich habe Dir den Rath gegeben, nicht bei ihm zu bleiben. Nun, mein armer Martin, noch eine letzte Commission, trage diesen Koffer nach dem Wagen von Fontainebleau."

Ich fühlte mich ganz erschüttert durch den liebevollen Ton des Dichters, und trotz der tausend Gedanken, welche in mir der plötzliche Bruch mit Robert von Mareuil erweckte, sagte ich, indem ich mich der Interessen von Basquine erinnerte, zu Balthasar:

„Ach! mein Herr, Sie reisen gerade in dem Augenblick, wo ich Sie um einen großen Dienst bitten wollte."

„Um was für einen Dienst, mein Junge?"

„Gestern Abend, mein Herr, waren Sie Zeuge des Unglückes, das Basquine begegnet ist.“

„Die Elenden! die Lumpenkerle! die Esel!“ rief der Dichter. „Sie ist erhaben . . . sie ist auf dem Theater das, was eine Perle im Grunde der Auster ist.“

„Wohl, mein Herr, ich sagte Ihnen, daß ich Basquine noch ganz klein gekannt habe . . . Gestern Abend fand ich Gelegenheit, sie nach ihrem Unglücksfalle wiederzusehen; einer unserer Gefährten aus der Kinderzeit und ich blieben diese Nacht bei ihr; ihre ganze Zukunft ist nach einem solchen Scandal verloren, denn, um das Unglück voll zu machen, rechnete das arme Mädchen auf ein Engagement in der Provinz, das sich gestern Abend entscheiden sollte . . . der Director wohnte der Vorstellung bei; doch nach einem solchen Ereigniß . . . Sie begreifen . . . und dennoch, mein Herr, wenn Sie wollten . . .“

„Was kann ich hiebei thun?“

„Sie sind nicht unbekannt mit den Journalisten, und man sagt, wenn die Zeitungen Gutes von Basquine sprechen würden . . .“

Der Dichter unterbrach mich.

„Ich sollte mich nicht für Basquine interessiren, nicht wegen ihres Talentes, denn ich bewundere es, nicht wegen ihres Charakters, denn ich kenne ihn nicht, sondern weil sie, ohne es zu wollen . . .“

Doch der Dichter vollendete nicht und sprach:

„Gleichviel, vor Allem Gerechtigkeit . . . ich werde an Duparc, den Journalisten, an den allmächtigen Duparc schreiben; er schwärmt gerade für Basquine... er wird es unternehmen . . . es ist hiebei eine Offenbarung zu machen, der Welt ein neues Gestirn zu zeigen!“ rief der Dichter, unwillkührlich sich belebend; „sei ruhig, Martin, ich werde etwas Besseres thun, als an Duparc schreiben, auf der Stelle, ehe ich abreise, besuche ich ihn, und ich übernehme es, Basquine zu verherrlichen: ich widme ihr eine Epistel, welche in

allen Journalen erscheinen soll. Während Duparc die große Trommel in seinem Feuilleton schlägt, wird die Gemeinde der Märtyrer der Presse Chorus machen. **Et fiat lux** . . . ein neuer Stern wird leuchten."

„Ah! ich danke, mein Herr, ich danke."

„Ich danke Dir, mein würdiger Junge," antwortete Balthasar mit bewegter Stimme. „Ich war im Begriff, Paris, Galle im Herzen, Bitterkeit im Munde, zu verlassen; durch Dich gehe ich mit einem süßen, guten Gedanken weg, mit dem Gedanken, einem armen, erhabenen, unbekannten und verfolgten Geschöpfe Gerechtigkeit widerfahren zu lassen . . . Ich danke, Martin! zähle auf mich für Deinen Schützling, bleibe ein guter und ehrlicher Bursche und besonders . . . besonders tritt nicht in den Dienst von Herrn von Mareuil."

Dann nahm der Dichter seinen alten Hut und seinen Regenschirm, schaute mit einem letzten, beinahe schwermüthigen Blick umher und sprach:

„Liebes, bescheidenes Zimmerchen, wie viel schöne, goldene Träume habe ich zwischeu Deinen Wänden durchlebt! wie viel gute Stunden der Arbeit und Hoffnung habe ich bei Dir zugebracht!"

Hier zuckte er die Achseln, als ob er sich diese Worte des Abschieds zum Vorwurf gemacht hätte, und rief dann:

„Stille doch! da richte ich einen poetischen Abschied an die Wände eines Miethzimmers! Vorwärts . . . auf Wiedersehen, Martin . . . rechne auf mich für Basquine . . . ich will der Herschel dieses neuen Gestirns sein, und wenn es für Deinen Schützling nöthig ist, schreibe mir **poste restante** nach Fontainebleau, wenn Du mir das Geld schickst. Uebrigens komme ich vielleicht in einem oder zwei Monaten nach Paris zurück . . . und im Vorübergehen werde ich sehen, ob Du Deine Ecke hast . . . Gott befohlen, mein Junge! vergiß nicht, was ich Dir empfohlen habe, es ist für Dich eine

Lebensfrage: tritt nicht in den Dienst von Herrn Robert von Mareuil."

. . . .

Der Dichter reiste ab.

Am folgenden Tage trat ich trotz des wiederholten Rathes von Balthasar bei Robert von Mareuil in den Dienst.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Heirath.

Seit einem Monat, nachdem ich mit Basquine und Bamboche zusammengetroffen war, stand ich im Dienste von Robert von Mareuil, trotz der Ermahnungen von Balthasar; eines Abends wohnte ich unsichtbar folgender Scene bei, welche in einem kleinen Hause vorging, das in dem ödesten Theile des Quartier des Invalides lag.

Es war Nacht.

Im Hintergrunde eines ziemlich zerfallenen Zimmers im Erdgeschoße erhob sich ein improvisirter Altar, das Tabernakel, das Evangelium, die Schenkkännchen u. s. w., nichts fehlte; die Kerzen auf vier großen, silberplattirten Leuchtern erhellten allein dieses Zimmer und verbreiteten darin ein trauriges Licht.

Einige Schritte von dem Altar erblickte man zwei neben einander stehende Stühle; das tiefste Stillschweigen herrschte in diesem Zimmer, in welchem sich noch Niemand befand.

Es hatte etwa eine Viertelstunde zuvor langsam in der Ferne Mitternacht geschlagen, als das dumpfe Rollen eines Wagens die Scheiben erschütterte; dann

hörte ich das Geräusch mehrerer Thüren, welche man ungestüm öffnete und wieder schloß, während hastige Tritte auf dem Boden eines Zimmers hinliefen, das über dem Erdgeschoße lag, in welchem ich mich verborgen hielt.

Es trat ein neues Stillschweigen ein; eine Frau, in einen Mantel mit vorgeschlagenem Capuchon gehüllt, durchschritt rasch das Zimmer, in welchem der Altar errichtet war, und verschwand durch eine Seitenthüre; nach einigen Augenblicken öffnete sich diese Thüre halb und schloß sich wieder zu wiederholten Malen, als ob die Frau, welche in diesen Ort eingetreten war, bespähen wollte, was vorging, oder vielmehr was vorgehen sollte.

Ein Mann von hoher Gestalt trat sodann ein und betrachtete einen Augenblick die Vorbereitungen; er fand ohne Zweifel noch zu viel Helle, denn er löschte zwei von den vier Kerzen aus, entfernte sich und ließ die große Stube beinahe gänzlich in eine Finsterniß gehüllt, welche so schwache Lichter nicht zu zerstreuen vermochten.

Diese Person war kaum verschwunden, als sich die zwei Flügel der Mittelthüre öffneten, und ein Mann, begleitet von einer Frau, langsam auf den Altar zuging.

Der Mann war Robert von Mareuil, die Frau war Regina.

Zwei andere Personen folgten ihnen in der Entfernung von einigen Schritten.

Regina sah ruhig, gesammelt, entschlossen aus; ihre dicken, schwarzen Haarflechten umrahmten ihr schönes, bleiches, wie ein Camee durchsichtiges Gesicht; ihr schwarzes, ein wenig schleppendes Kleid, ihre hohe, schlanke Gestalt, die stolze Haltung ihres Kopfes verliehen ihrem ganzen Wesen eine große Majestät. Robert von Mareuil war ebenfalls bleich, und trotz seiner geheuchelten Sicherheit hätte ein Beobachter das

Zittern einer tiefen Angst unter dieser lügnerischen Maske wahrnehmen können.

Robert und Regina knieten auf die zwei Stühle nieder, welche für sie bereit standen, die zwei Männer, von denen sie begleitet wurden, knieten ebenfalls nieder, doch einige Schritte rückwärts.

Ein paar Secunden lang heftete sich der Blick von Regina auf den Grafen mit einem rührenden Ausdruck des Vertrauens und der Zärtlichkeit, dann wandte sie plötzlich die Augen ab, beugte die Stirne, faltete die Hände und schien inbrünstig zu beten . . . Das junge Mädchen hatte einen in seine heiligen Insignien gekleideten Priester eintreten sehen; er ging mit abgemessenen Schritten und hielt den heiligen Kelch in seinen Händen. Der Priester näherte sich dem Altar, gab den Anwesenden seinen Segen, und fing an die Hochzeitmesse zu feiern, während die zwei Männer, die Zeugen von Robert und Regina, dem Gebrauche gemäß ein Stück Stoff über dem Kopfe der Verlobten ausgebreitet hielten.

Als der Priester Robert und Regina fragte, ob sie sich zu Gatten nehmen wollten, erhob das Mädchen die Stirne und sprach das feierliche Ja mit festem Tone. Robert, der von Zeit zu Zeit unruhig umherschaute, antwortete mit unsicherer Stimme.

Nach dem Austausche der Trauringe, und als der Priester einige Worte der Ermahnung über ihre Pflichten zu den Neuvermählten gesprochen hatte, hörte ich das Klingeln der Schellen mehrerer Postpferde, welche in den Hof des Hauses kamen. Bei diesem Geräusch bebte Robert vor Freude, und von diesem Augenblick an bezwang er so wenig seine ängstliche Ungeduld, daß er vor dem Ende der Ceremonie vom Stuhle aufstand, Regina bei der Hand nahm und hastig zu ihr sagte:

„Gehen wir, Regina, gehen wir, unsere Augenblicke sind gezählt.“

Regina warf auf den Grafen einen erstaunten

Blick und schien ihn mit einer ausdrucksvollen Geberde zu der Schicklichkeit, die er so seltsam vergaß, zurückzurufen. Der Graf biß sich auf die Lippen, sein Gesicht zog sich zusammen und er stieß mit dem Ende seines Fußes bis zur gänzlichen Vollendung der heiligen Ceremonie krampfhaft auf den Boden.

„Kommen Sie rasch," sagte sodann der Graf zu der Neuvermählten.

Und er nahm sie ungestüm bei der Hand und machte einen Schritt, um sich vom Altar zu entfernen; doch Regina befreite sich von der Hand des Grafen, wandte sich an den Priester und sprach zu ihm mit einer Stimme voll Weichheit und Würde:

„Mein Vater . . . nun, da ich die Ehre habe, den Namen von Herrn von Mareuil zu tragen . . . nun, da unsere Verbindung, von Ihnen gesegnet, unauflöslich und heilig ist, kann ich Ihnen meinen tiefen Dank für die Mitwirkung, die Sie uns gegönnt haben, ausdrücken. Diese Mitwirkung beweist mir hinreichend, daß Sie, durch Herrn von Mareuil von Allem unterrichtet, mein Benehmen billigen und den Ernst der Umstände würdigen, welche mich genöthigt haben, auf eine geheimnißvolle Weise eine Ehe einzugehen, die morgen Niemand mehr ein Geheimniß sein soll."

„Regina," rief Robert von Mareuil mit dem Fuße stampfend, „Sie kennen den Werth der Zeit nicht, die wir verlieren . . ."

„Was haben Sie, mein Freund," entgegnete Regina, „was befürchten Sie? Bin ich nicht Ihre Frau vor Gott und den Menschen? Gibt es zu dieser Stunde eine menschliche Gewalt, die unsere Bande zu trennen vermöchte?"

„Nein . . . . oh! nein," rief Robert mit einem Ausdruck des Triumphes, „Regina, Sie gehören mir, für immer sind Sie meine Frau!"

„Ah bah! . . . Du glaubst das?" sagte plötzlich

einer von den zwei Männern, welche als Zeugen bei der Vermählung gedient hatten.

Dieser Mann war Bamboche.

„Wirklich, Herr Graf," fuhr er fort, „Du glaubst, das Fräulein sei Deine Frau?"

Leichenbleich, furchtbar vor Wuth und Verzweiflung, stürzte Robert von Mareuil bei diesen Worten von Bamboche mit einem Sprunge auf meinen Jugendfreund, doch dieser faßte mit einer Athletenkraft seine beiden Hände, bewältigte ihn, trotz seiner Gegenanstrengung, und sprach mit ehrfurchtsvollem Tone zu Regina:

„Entschuldigen Sie mich, mein Fräulein, doch ich mußte die Dinge bis zum Ende ihren Gang gehen lassen, nun aber werden Sie Alles erfahren."

Bei diesen Worten blieb der Priester, der eben das Zimmer zu verlassen sich anschickte, nicht minder erstaunt als der Gefährte von Bamboche, stehen . . . . Dieser, der zweite Zeuge, war niemand Anderes als der Cul-de-jatte.

Regina schaute abwechselnd mit erschrockenen Blicken die verschiedenen Personen dieser für sie unbegreiflichen Scene an und blieb unbeweglich wie eine Bildsäule.

„Schließet die Thüren," rief Bamboche mit lauter Stimme.

Dann horchte er . . . Beinahe in demselben Augenblick hörte man die Schlüssel der zwei Thüren sich in den Schlössern drehen; ich hatte mein Versteck, wohin ich bald wieder zurückkehrte, verlassen und eine von den Thüren geschlossen . . . Die Frau in dem Mantel mit dem Capuchon schloß die andere.

„Nun, mein Herr Graf," sagte Bamboche zu Robert, indem er ihm die Freiheit seiner Bewegungen wieder überließ, „enthüllen Sie Ihre Anmuth . . . doch die Hände nieder, oder ich zerschmettere Ihnen den Schädel mit diesem Spielzeuge."

Hiebei zog Bamboche hurtig einen abgebrochenen

Dreschflegel aus seiner Tasche . . . . eine furchtbare Waffe in den Händen eines so flinken und so kräftigen Mannes.

Robert fand bald seine Kaltblütigkeit und seine Keckheit wieder; rasch näherte er sich Regina und rief:

„Regina . . . wir sind in einen abscheulichen Hinterhalt gefallen, doch fürchte Dich nicht . . . ich werde Dich bis zum Tode vertheidigen."

So sprechend umschlang er Regina mit seinen Armen, als wollte er sie beschützen.

„Mein Gott! mein Gott! Robert," flüsterte Regina mit halb erloschener Stimme, indem sie sich vor Schrecken an Herrn von Mareuil anpreßte, „wo sind wir? was soll das bedeuten?"

Und sie bezeichnete Bamboche mit dem Blicke.

„Ich weiß nicht, was dieser Elende will . . . er ist zu Allem fähig . . . er will uns vielleicht bestehlen . . . oder das Geheimniß ausbeuten, mit dem wir unsere Verheirathung zu umgeben genöthigt waren," antwortete Robert . . . „Gleichviel, fürchte diesen Banditen nicht, denn ich bin da."

„Aber Robert," entgegnete Regina ganz bestürzt, „Sie haben mir gesagt, dieser Mann, . . . der Zeuge unserer Vermählung, wäre einer Ihrer Freunde, und dieser andere Mann auch."

Und sie bezeichnete den zweiten Zeugen, den Cul-de-jatte.

Niedergeschmettert durch diese Bemerkung, erwiederte Robert stammelnd:

„Allerdings . . . . und ich begreife nicht . . . ich hielt sie Beide für meine Freunde . . . . für ehrliche Leute."

„Wir? . . ehrliche Leute!" versetzte Bamboche in ein Gelächter ausbrechend. Dann wandte er sich an den Cul-de-jatte: „Sage doch, alter Schurke, hörst Du den Herrn Grafen? . . . . Er bewirthet uns mit Ehr-

lichen! Bah! an einem Hochzeittage ist man großmüthig!"

„Regina," rief Robert außer sich, „Sie haben Recht, es sind Schändliche! . . . Ja, ich gestehe, gedrängt von der Zeit, aus Furcht, ich könnte unsere Heirath ruchbar machen, gefährden, wenn ich mich an Personen von unserem Stande wenden würde, war ich genöthigt, mich so weit herabzulassen, diese Elenden zu bitten, unsere Zeugen zu sein . . . doch . . ."

Mit einer Bewegung voll Würde machte sich Regina ungestüm von den Armen von Robert los.

Es war nicht mehr der Schrecken, sondern ein schmerzliches Erstaunen, was sich auf den Zügen von Regina ausprägte, und sie rief:

„Sie haben mich also belogen! ... Sie haben mich erniedrigt! Zwei Elende . . . zwei Schändliche, wie Sie dieselben nennen, als Zeugen unserer Verbindung einladen, ist eine grausame Beleidigung, ist eine Ruchlosigkeit."

Dann sich gegen den Priester umwendend, der, in ein unbeschreibliches Erstaunen versunken, kaum zu glauben schien, was er hörte, was er sah, sprach Regina mit einem Ausdrucke der Scham und bittern Schmerzes:

„Ah! mein Vater, können Sie verzeihen? . . . ."

„Genug, mein Fräulein," rief Bamboche, Regina unterbrechend, „genug, ich bitte Sie . . . dies Alles hat zu lange für Sie gedauert."

Dann sagte er zu dem Priester, indem er seine Worte mit einer drohenden Geberde begleitete:

„Geschwinde, Herr Pfarrer, nieder mit Deinen Gewändern, oder ich reiße Dir sie ab, alte Canaille."

In einem Augenblick hatte der falsche Priester das Chorhemd und die Stola abgeworfen.

Dieser falsche Priester war la Levrasse.

„Mein Gott! wo bin ich?" rief Regina, von

wachsendem Schrecken erfaßt, „wo bin ich? . . . Mein Gott, habe Mitleid mit mir.“

Und verwirrt, die Hände gefaltet, flehend, warf sie sich vor dem Altare nieder.

„Wie!“ rief Robert, der nun Erstaunen und Entrüstung heuchelte, „dieser Mensch wäre ein falscher Priester!!!“

„Nicht schlecht!“ sagte Bamboche, „das Erstaunen ist nicht schlecht!“

Und zu la Levrasse:

„Hörst Du Robert von Mareuil? . . . das arme Lamm wußte nicht, daß Du zufällig Geistlicher geworden warst.“

La Levrasse knirschte vor Wuth mit den Zähnen; doch durch die Angst zurückgehalten, die ihm Bamboche einflößte, begnügte er sich, diesem die Faust zu weisen, und rief:

„Ah! großer Schurke! . . . ah! Verräther, Du machst, daß ich mehr als hundert tausend Franken verliere.“

Dann stampfte er mit dem Fuße und fragte Robert von Mareuil:

„Begreifen Sie das, Mareuil? Welches Interesse kann dieser Schurke dabei haben, daß er Alles verdirbt, während er Alles leitete, während Alles beendigt war und wie auf Rädchen ging?“

„Ah! Ihr wißt nicht, welches Interesse ich dabei habe, daß ich Euch entlarve,“ entgegnete Bamboche, „ich habe ein ganz einfaches Interesse, und Ihr sollt es kennen lernen.“

Nachdem er so gesprochen, wandte er sich an Regina, welche immer noch kniete und sich ohne Zweifel unter der Gewalt der Täuschung irgend einer furchtbaren Vision glaubte.

„Entschuldigen Sie mich, mein Fräulein, wenn ich gezwungen bin, diese für sie so peinliche Scene noch einige Augenblicke auszudehnen, doch Sie müssen

Alles erfahren. Erinnern Sie sich, vor etwa acht bis neun Jahren im Walde von Chantilly drei kleine Bettler getroffen zu haben, welche Sie anflehten?"

„Ja . . . ich erinnere mich dessen," sagte Regina, die zu träumen schien.

„Sie allein," fuhr Bamboche fort, „Sie allen hatten für diese drei Kinder . . . ich war eines derselben . . . Worte des Mitleids. Doch durch die Härte der Personen, die Sie begleiteten, in Verzweiflung gebracht, wollten Sie diese Kinder einen Augenblick mit sich fortschleppen. Mein Fräulein, ich habe weder unser grausames Benehmen, noch die Theilnahme vergessen, die Sie für uns äußerten, und trage heute meine Schuld ab . . . Das Glück wollte, daß ich ein schuftiger Bursche wurde; ich sage das Glück, weil ich, wenn ich mich der Ehrlichkeit zugewendet hätte, gewiß nicht in geschäftlicher und freundschaftlicher Verbindung mit dem Herrn Grafen von Mareuil gestanden wäre."

Robert antwortete nicht, er sann ohne Zweifel über ein Mittel nach, sich aus dieser verzweifelten Lage herauszuziehen.

„Fände sich der Herr Graf von Mareuil nur mit Schulden überhäuft, die er eingegangen hätte, um die albernsten, entartesten Leidenschaften zu befriedigen, so wäre es vielleicht von keiner Bedeutung; seine Liebe, oder wenigstens seine Dankbarkeit für Sie, mein Fräulein, hätten seine Bekehrung bewirken können . . . Doch weit entfernt hievon, belügt er, hintergeht er, verräth er Sie nicht nur auf eine schändliche Weise, sondern auch . . ."

Und als der Graf ganz in Verzweiflung abermals auf Bamboche losstürzen wollte, sprach dieser mit einem gebieterischen Tone zu la Levrasse und dem Cul-de-jatte:

„Haltet diesen Herrn in einer anständigen Stellung . . . wenn nicht, so werde ich, da ich gerade im

Zuge bin, morgen anderswo von Dingen sprechen, die Euch betreffen."

Bei diesen Worten wechselten la Levrasse, der Cul-de-jatte und Robert von Mareuil einen raschen, wilden Blick, der mich von dem Platze, wo ich mich, bereit Bamboche zu Hülfe zu eilen, befand, aufspringen machte; ich war bewaffnet und für alle Fälle gerüstet; doch mein Freund erwiederte mit einer geringschätzenden Kühnheit:

„Keine Kindereien . . . einmal fürchte ich Euch für mich allein durchaus nicht . . ." und er zog aus seiner Tasche ein paar Pistolen, die er auf den Altar, ganz im Bereiche seiner Hand, niederlegte.

„Und dann," fuhr er fort, indem er einen Seitenblick auf den Ort warf, wo ich war, „dann ist hier in der Nähe ein guter, fester Bursche, der mich nicht in der Verlegenheit ließe . . ."

„Das ist sicherlich der verdammte Martin," rief la Levrasse.

Als Robert meinen Namen hörte, bebte er; er schien einen Augenblick seine Erinnerungen zu sammeln und ballte vor Wuth seine Fäuste, während Regina stumm, den Blick hartnäckig auf Robert geheftet, den durch meinen Namen angeregten Zwischenfall nicht zu bemerken schien.

„Mag derjenige, welcher mir zu Hülfe zu kommen bereit ist, Peter oder Paul sein, gleichviel," versetzte Bamboche, „doch Euch Beiden befehle ich, die Ausbrüche des Herrn Grafen zu dämmen . . . ich will ruhig sprechen, was ich noch zu sagen habe."

Seine Frechheit verdoppelnd, zuckte Robert von Mareuil verächtlich die Achseln und sagte zu Bamboche:

„Sprechen Sie, sprechen Sie . . . ich werde Sie nicht unterbrechen . . . und Sie, Regina, hören Sie, ich beschwöre Sie, im Namen unserer Liebe."

Regina antwortete nichts; ihre Augen blieben be-

harrlich auf Robert geheftet, der diesen bedrohlich starren Blick nicht aushalten konnte; die Gesichtszüge des jungen Mädchens drückten nun nicht mehr Schmerz, Angst oder Schrecken aus, sondern eine mit Verachtung gemischte Entrüstung, deren furchtbaren Ausbruch nur eine düstere Neugierde zurückzuhalten schien.

„Mit zwei Worten bin ich zu Ende," fuhr Bamboche fort. „Der Herr Graf war wegen Schulden im Gefängniß und sprach zu la Levrasse, diesem würdigen Wucherer, den Sie hier sehen: „„Ich kann eine reiche Heirath machen, die mich in den Stand setzt, Sie zu bezahlen . . . Geben Sie mir provisorisch meine Freiheit; wenn ich die Mitgift nicht entere, so können Sie mich wieder in das Gefängniß bringen lassen."" „„Das sagt mir zu, doch um Sie noch mehr anzuspornen,"" erwiederte der Andere, „„stellen Sie mir falsche Wechsel aus, wobei Sie meine Unterschrift nachahmen; sobald Sie reich verheirathet sind, gebe ich Ihnen die Wechsel gegen das baare Geld zurück, das Sie mir schuldig sind; doch wenn Sie die Erbin nicht in Ihre Klauen zu bekommen wissen, so müssen Sie meiner Treue auf die Galeeren. Angespornt durch diese Furcht, werden Sie wohl die Heirath zu Stande bringen.""

„Fahren Sie fort, mein Herr," sagte Regina mit einer unempfindlichen Ruhe.

„Regina . . . wenn Sie wüßten . . ." rief Robert, „ich . . ."

Das Mädchen unterbrach den Grafen mit einem Blicke niederschmetternder Verachtung und sprach zu Bamboche:

„Fahren Sie fort, mein Herr . . . Die Lection ist für mich furchtbar, doch ich werde sie bis zum Ende aushalten."

„Haben Sie diesen Muth, mein Fräulein, Sie werden sich gut dabei befinden . . . Die Angelegenheit mit dem falschen Priester wurde zwischen dem Herrn Grafen und meinen zwei Genossen geordnet, in Betracht

der Unmöglichkeit, einen wahren Priester zu finden; da Sie jedoch, wenn der Herr Graf Herr Ihres Vermögens werden sollte, nicht nur sich für verheirathet zu halten hatten, mein Fräulein, sondern da Ihre Ehe vollkommen in Ordnung sein mußte, so hätte Sie Herr von Mareuil, sobald Sie volljährig gewesen wären, eine weitere Verbindung vor der bürgerlichen Behörde eingehen lassen. Der Zweck bei dieser wahren, gültigen Verbindung wäre gewesen, Ihre erste Heirath vor dem Priester, eine Heirath, welche gesetzlich nichts bedeutet, zu regeln und gültig zu machen . . . Sie sehen, der Herr Graf ist in seinem Ehecodex sehr gesattelt."

„Und ich ging geradezu in das Garn," murmelte la Levrasse.

„Du fühlst wohl, alte Canaille — verzeihen Sie, mein Fräulein, unter uns sagt man so, — Du fühlst wohl, daß ich an dem Complott Theil nehmen mußte, um im Stande zu sein, es scheitern zu machen. Ließ ich die Dinge bis zu dem Punkte gehen, wo sie nunmehr sind, mein Fräulein, so geschah dies, um Ihnen klar die Unwürdigkeit des Herrn Grafen darzuthun, und auch, um Ihnen meine Dankbarkeit auf meine Art zu beweisen, indem ich Sie, mein Fräulein, verhindern würde, einen ehrlosen Menschen zu heirathen, der Ihr Leben schmachvoll und unglücklich gemacht hätte."

„Ich danke Ihnen, mein Herr, Ihr Benehmen in dieser Sache ist das eines Mannes von Herz und Ehre," sprach Regina mit einer düsteren Ruhe, während sie unablässig unter ihrem starren, unversöhnlichen Richterblicke Robert von Mareuil gebannt hielt, ohne ein einziges Wort zu ihm zu sprechen.

Dieses Stillschweigen, dem das Spiel des Gesichtes von Regina einen schrecklichen Ausdruck verlieh, war furchtbarer, als es die bittersten, heftigsten Vorwürfe gewesen wären.

Vernichtet, verwirrt, schien Robert wie bezaubert

durch diesen unbeugsam hartnäckigen Blick. Endlich wollte er einen verzweifelten Versuch wagen und rief:

„Nun wohl, ja . . . Regina, ich bin schuldig gewesen, ich bin strafbar gewesen . . . doch wenn Sie wüßten, zu welchen Verirrungen eine wahnsinnige Liebe fortreißen kann; wenn Sie wüßten, wie sehr meine Leidenschaft für Sie . . ."

„Basquine," rief Bamboche, Robert unterbrechend, „komm, meine Tochter, und bring den so leidenschaftlichen Brief, den Dir erst vorgestern dieser theure Graf schrieb."

Bei dem Namen Basquine wurde Robert leichenbleich; seine Bestürzung war so groß, daß er sich an die Wand anlehnen mußte, um nicht niederzusinken.

„Mein Fräulein," sprach Bamboche, sich an Regina wendend, „Sie haben keinen Begriff von der Heftigkeit der Leidenschaft dieses edlen Herrn für dieses arme Mädchen; das hat an dem Tage angefangen, wo dieser würdige Mann Sie im Museum traf . . . Am Abend geht er in die Funambules, sieht Basquine spielen und ist meiner Treue von ihr bezaubert . . . was ihn nicht abhielt, an seine Verheirathung mit Ihnen zu denken, mein Fräulein, im Gegentheil . . . . denn sobald er reich gewesen wäre, hätte er die herrlichen Versprechungen, die er Basquine gemacht, gehalten... Vorwärts, mein Mädchen . . ."

Eine von den Seitenthüren öffnete sich, Basquine erschien, immer noch in ihren Mantel gehüllt, dessen halb aufgeschlagener Capuchon ihr Gesicht entblößt ließ, worauf nun das Gepräge teuflischer Freude bemerkbar war; ihre Augen glänzten von einem düsteren Feuer; ein eisiges Lächeln zog ihre höhnischen Lippen zusammen; sie hielt in der Hand mehrere offene Briefe.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Entweichung.

Vernichtet bei dem Anblick von Basquine, rief Robert mit einer tollen Wuth:

„Es ist also die Hölle hier!“

Basquine näherte sich langsam Fräulein von Noirlieu und reichte ihr die Briefe des Grafen. Stets ruhig, nahm Regina einen von den Briefen, durchlief ihn mit einem aufmerksamen Blicke, gab denselben Basquine zurück und sprach mit fester Stimme:

„Ich danke Ihnen, Mademoiselle, es ist gut.“

„Es ist meine Dankbarkeit gegen Sie, mein Fräulein, was mich veranlaßt hat, diesen Menschen zu entlarven,“ sagte Basquine.

„Ihre Dankbarkeit?“

„Ja, mein Fräulein, und auch das Verlangen, ein Unrecht, ein großes Unrecht gegen Sie zu sühnen.“

„Gegen mich?“

„Es war vor vielen Jahren im Walde von Chantilly.“

„Sie waren das?“ versetzte Regina lebhaft, „Sie?“

„Ja, mein Fräulein, ich . . . er,“ sie deutete auf Bamboche, „und ein anderes Kind . . . Ihre edelmüthige Aufnahme vergessend, wagten wir es . . .“

„Sie wurden so hart zurückgestoßen, daß ich Ihren Zorn begreiflich fand; doch ich werde mich stets erinnern,“ fuhr Regina fort, indem sie nun die Augen mit Ekel und Widerwillen von Robert abwandte, „ich werde mich stets erinnern, daß Sie mir heute einen großen Dienst geleistet, daß Sie mich von der Schande gerettet haben . . .“

Auf das Aeußerste gebracht, niedergeschmettert un=

ter den Zeugnissen seiner Schmach, warf Herr von Mareuil seine Maske ab und rief mit einem furchtbaren Ausdrucke von Wuth und Bosheit, indem er sich an Regina wandte:

„Nun wohl! ja, ich habe Sie hintergangen, ich habe Sie verrathen, ja, ich hätte Sie diesem höllischen Geschöpfe geopfert; doch wenn ich entehrt bin, so sollen Sie es auch sein . . . man soll erfahren, daß ich Sie entführt habe . . . Ihr Vater wird sich weigern, Sie aufzunehmen . . . Ihre Schande wird öffentlich sein, man soll glauben, Sie seien meine Geliebte gewesen, und ich bin gerächt . . . Sie stolze, hochmüthige Frau. Ja, man wird sagen: wie die Mutter . . . . so die Tochter!“

Bei dieser Beleidigung, welche auf das Heftigste das verletzte, was es Heiligstes in der Welt für Regina gab, das Andenken ihrer Mutter, sprang das junge Mädchen, zugleich erhaben und furchtbar vor Entrüstung, schnell wie der Blitz vor und schlug Robert mit dem Ausrufe: „Feiger!“ in das Gesicht.

„Gut . . . . edles Mädchen!“ rief Basquine begeistert.

Ohne Bamboche, der sich ihm entgegenwarf, als Robert, leichenbleich, wüthend, auf Regina losstürzte, wäre diese der größten Gefahr preisgegeben gewesen; aber trotz seiner Anstrengung festgehalten durch die mächtige Hand von Bamboche, konnte Herr von Mareuil seiner ohnmächtigen Wuth nur in Verwünschungen und Drohungen Luft machen.

„Oh! Du wirst für immer entehrt sein,“ murmelte er, gebändigt von Bamboche, der mit spöttischer Kaltblütigkeit zu ihm sagte:

„Stille, mein lieber Graf, keine solche schändliche Täuschungen . . . meine Maßregeln sind vollkommen genommen . . . das Fräulein wird unter dem Geleite eines sicheren und ergebenen Führers zu ihrem Vater zurückkehren . . . Niemand wird die kurze Abwesenheit

bemerkt haben . . . ich und Basquine bewahren das Geheimniß, das ist ganz einfach . . . . Diese zwei Schufte, unsere ehrenwerthen Freunde, werden stumm über die Sache bleiben . . . und zwar aus Gründen. Was Sie betrifft, mein edler Herr, haben Sie Zeit, zu sprechen, ehe Sie die Flucht ergreifen oder verhaftet sind . . . so werden Sie vergebens das Fräulein verleumden, man wird Ihnen nicht glauben."

„Er, die Flucht ergreifen!" rief la Levrasse in Verzweiflung, „ich muß mich doch an irgend Jemand rächen, und das wird er sein . . . er soll auf die Galeeren kommen . . . und . . ."

Mehrere Schläge, welche von Außen an die Läden des Zimmers gethan wurden, in welchem die Scene vorfiel, die ich hier erzähle, unterbrachen la Levrasse; in demselben Augenblick hörte man mit einer starken Stimme die Worte rufen:

„Im Namen des Gesetzes . . . öffnet."

Bei diesen furchtbaren Worten waren alle Personen, von denen hier die Rede ist, erschrocken, bestürzt.

„Teufel!" sagte Bamboche. „ich war auf diese Höflichkeit der Polizei nicht gefaßt; in der That, sie ist zu artig."

Dann ging er rasch auf Regina zu und sprach zu dieser:

„Seien Sie unbesorgt . . . mein Fräulein . . . . verlassen Sie sich auf mich."

Diese Bewegung benützend, bemächtigte sich Robert von Mareuil, ohne von Bamboche bemerkt zu werden, der Pistolen, welche dieser auf eine Ecke des Altars gelegt hatte.

„Im Namen des Gesetzes . . . öffnet . . ." wiederholte dieselbe Stimme von Außen.

Bamboche war bei Regina geblieben; plötzlich warf er mit einem Faustschlage die zwei Leuchter mit ihren Kerzen um. Das ganze Zimmer versank in eine tiefe Finsterniß und ich sah nichts mehr.

Doch ich kannte die Beschaffenheit des Hauses, eilte von dem Orte weg, wo ich mich bis jetzt verborgen gehalten hatte, öffnete die Thüre, die eine Viertelstunde zuvor auf die Aufforderung von Bamboche geschlossen worden war, und stürzte in das Zimmer, in welchem man die falsche Vermählung gefeiert hatte und wo nun umhertappend, ganz verwirrt vor Schrecken, la Levrasse, der Cul-de-jatte und Robert von Mareuil sich einander stießen, kreuzten und drängten.

Um zu wissen, wo sich Bamboche befand, und um mich ihm zu nähern, stieß ich einen Schrei aus, der uns oft als Signal gedient hatte. Als ich wahrnahm, daß ich vor einer offenen Thüre vorüberkam, (ich bemerkte dies an einem frischen Luftzuge, der mich in's Gesicht traf), blieb ich einen Augenblick unbeweglich stehen und hörte in der Richtung einer Hausflur, welche nach dieser Thüre ausmündete, die Stimme von Bamboche, der meinen Ruf erwiederte; geleitet von seiner Stimme und der Flur folgend, gelangte ich in den Garten des Hauses.

Die Nacht war so schwarz, daß man nicht auf zwei Schritte sah.

„Bist Du es?" sagte Bamboche rasch.

„Ja."

„Wo ist der Fiacre?"

„In dem Gäßchen, er wartet bei der kleinen Thüre."

„Mein Fräulein," sagte Bamboche zu Regina, „nichts ist zu befürchten, folgen Sie dem Führer, den ich Ihnen gebe, er wird Sie nach Hause geleiten . . . Geschwinde, geschwinde, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren . . . Ich hatte für Alles vorhergesehen . . . mit Ausnahme der Erscheinung der Polizei . . . Vorwärts, Basquine, wir wollen uns ebenfalls aus dem Staube machen, ich erblicke dort Licht."

Ich hörte Bamboche und Basquine in aller Eile sich entfernen, während Regina, die sich an meinen

Arm anklammerte, mit erstickter Stimme, zitternd vor Schrecken, zu mir sagte:

„Oh! retten Sie mich, mein Herr, retten Sie mich vor der Schande."

„Folgen Sie mir, mein Fräulein," erwiederte ich.

Und ich zog sie fort, wobei ich gezwungen meinen Arm um ihren Leib schlang, denn ich fühlte, daß sie einer Ohnmacht nahe war; sie mußte nothwendig mit mir laufen; der Gang, dem wir folgten, führte an eine kleine Thüre, ein Fiacre wartete, der Kutscher saß die Peitsche in der Hand auf dem Bocke, der Schlag war offen — ich hatte den vortrefflichen Mann gewählt, der mich, dem Hungertode nahe, aufgenommen.

Ich trug Regina gleichsam in den Wagen und rief dem Kutscher zu:

„Im Galopp . . . Rue du Fabourg du Roule . . . ich werde Ihnen sagen, wo Sie anhalten müssen . . . ich steige hinten auf, um Ihnen mehr Freiheit in der Führung Ihrer Pferde zu lassen."

Der Kutscher peitschte sein Gespann.

Ich wollte eben hinten auf den Wagen springen, als ich mich mit Gewalt zurückgehalten fühlte und beim Scheine der Laterne des wegfahrenden Fiacre einen Augenblick das leichenbleiche Gesicht von Robert von Mareuil erkannte; sobald dieser sah, daß der Wagen schon fern von uns war, rief er aus Leibeskräften:

„Halt! halt!"

Ich verhinderte das Geschrei des Grafen, indem ich ihm die Hand auf den Mund drückte, denn ich befürchtete, er könnte von den Leuten der Polizei gehört werden, welche das Haus in einer ganzen Schaar gestürmt hatten.

Durch meine Stärke, welche der meines Herrn weit überlegen war, behielt ich trotz seiner verzweifelten Anstrengung die Oberhand bei diesem kurzen Kampfe; obgleich er mich in seiner Wuth grausam in die Hand

biß, gelang es mir doch, seine Stimme zu ersticken, bis der Wagen an einer Straßenecke verschwunden war.

Ich rechnete auf die Behendigkeit meines Laufes, um ihn wieder einzuholen, und dachte, im schlimmsten Falle würde Regina die Geistesgegenwart haben, den Kutscher einige Schritte von dem Hotel Noirlieu halten zu lassen, um in dieses durch die kleine Thüre einzutreten, welche, nachdem sie zu ihrer Entweichung gedient hatte, durch unsere Sorge offen geblieben war.

Als ich meinem Kampfe mit Robert ein Ende machen wollte, war er es, der mich nun mit allen seinen Kräften zusammenpreßte.

„Ah!" sagte er, „Du bist es, treuer Diener, diesmal wirst Du mir nicht entkommen."

„Ja . . . ich bin es," sprach ich, indem ich mich von ihm loszumachen suchte: „Sie wollten eine Schändlichkeit begehen . . . ich habe es verhindert."

„Du verriethst mich . . . Du warst der Genosse von Bamboche und Basquine . . . und Du hast mich zu Grunde gerichtet . . . treuer Martin," murmelte er, vor Wuth mit den Zähnen knirschend.

Dann entwickelte er in diesem äußersten Augenblick eine unglaubliche Stärke; es gelang ihm, mit seiner Hand zwischen meinen Hals und meine Binde zu dringen, diese zu packen und ihr eine so mächtige, umdrehende Bewegung zu geben, daß ich dem Ersticken nahe war und meine Kräfte verlor.

„Du begreifst, treuer Diener," sprach der Graf mit einem wilden Hohngelächter, indem er mich fortwährend halb erdrosselt hielt, „Du begreifst, daß ein Graf von Mareuil kein Galeerenwildpret ist . . . Ich werde mich tödten, doch zuvor mußt Du sterben."

Dieser erbitterte, verzweifelte Kampf fiel in tiefer Dunkelheit vor; doch bei einer Bewegung, die ich den Grafen mit seiner rechten Hand machen fühlte, um in seiner Tasche zu suchen, während er mit seiner linken meine Halsbinde heftig zusammendrehte, erinnerte ich

mich der Pistolen von Bamboche, welche der Graf im Augenblick der Ankunft der Polizei vom Altar genommen hatte; plötzlich fühlte ich auch die Kälte des Laufes von einem dieser Gewehre an meinem Schlafe.

Eine letzte Anstrengung von meiner Seite lenkte den Schuß ab, verhinderte aber sein Losgehen nicht . . . eine blendende Flamme versengte mir das Gesicht; es kam mir vor, als ob ein glühendes Eisen durch meinen Hals führe, während mich eine furchtbare Erschütterung rückwärts auf die Erde warf.

In dem Augenblick, wo mein Kopf auf dem Boden aufsprang, hörte ich einen zweiten Schuß . . . und verlor das Bewußtsein.

. . . .

Was die Ereignisse betrifft, welche der falschen Heirath von Robert von Mareuil und Fräulein von Noirlieu vorhergegangen waren, so erräth man diese leicht; es war dem Grafen gelungen, mit Regina Briefe zu wechseln, und durch die Gewalt lügenhaften Drängens, geheuchelter Leidenschaft hatte er sie zu dem unklugen, aber so glücklich von Bamboche vereitelten Schritt zu bringen gewußt.

Obgleich unbekannt und unsichtbar für Regina, war ich doch der einzige Vermittler dieses Briefwechsels zwischen ihr und meinem Herrn, für den sich mein Eifer nicht zu verleugnen schien. Ich weiß es wohl und mache es mir zuweilen zum Vorwurf, es lag eine Art von Verrath in meinem Benehmen gegen Robert von Mareuil. Mein Zweck war lobenswerth, denn es handelte sich darum, die abscheuliche Machination dieses Menschen scheitern zu machen und ihn zu entlarven; doch der Weg hiezu war krumm, treulos. Erschrocken über die Gefahr, welche Fräulein von Noirlieu lief, zögerte ich nicht, ihre Rettung durch das einzige Mittel zu versuchen, das in meiner Gewalt stand; nöthigte ich Herrn von Mareuil, einen andern Agenten als mich zu

suchen, so konnten der Ruf und die Ehre von Fräulein von Noirlieu durch Indiscretionen gefährdet werden, deren ich nicht fähig war; Bamboche, der durch die Vermittlung von la Levrasse Gelegenheit gefunden hatte, sich das Vertrauen von Robert zu verschaffen, ersparte mir überdies die widrige Combination der Scheinheirath.

Ich habe später die Ursache des Bruches von Balthasar und Robert von Mareuil erfahren.

Dieser hatte in der Vorstellung der Funambules bei dem Anblick von Basquine einen so plötzlichen Eindruck empfunden, daß er dem Dichter denselben nicht zu verbergen suchte und zu ihm sagte: „Ich habe nun einen Grund mehr, Regina und ihre Millionen zu heiraten . . . ich will der Liebhaber dieser Basquine sein . . . ich will sie zu einer der gefeiertsten Frauen von Paris machen, und sollte es mich Haufen Goldes kosten.“

Bis dahin hinreichend verblendet durch die Freundschaft, um die Bedenklichkeiten zu überwinden, welche in ihm die gierige Speculation des Grafen rege machte, war Balthasar empört von diesem letzten Zuge seines cynischen Charakters; er brach für immer mit Robert nach dringenden und vergeblichen Versuchen, ihn zu würdigeren Gedanken zurückzuführen, nachdem er umsonst bemüht gewesen war, ihm die hassenswerthe Schwärze seines Benehmens vorzustellen.

Nichtsdestoweniger vergaß Balthasar das Versprechen nicht, das er mir in Beziehung auf Basquine geleistet hatte. Am zweiten Tage, nachdem das arme Mädchen in den Funambules in Folge eines grausamen Scherzes des Vicomte Scipion so abscheulich behandelt worden war, las man in einem der einflußreichsten Journale von Paris einen langen Artikel über Basquine, geschrieben und unterzeichnet von einem berühmten Kritiker, einem vertrauten Freunde von Balthasar. Dieser Artikel erzählte zuerst mit einer aufrichtigen Ent-

rüstung den Hinterhalt, dessen Opfer Basquine auf dem Theater der Funambules geworden war; der Kritiker ging sodann auf die Würdigung des Talentes dieses bis jetzt unbekannten Mädchens über, er sprach davon mit einer so warmen, so überzeugenden und so überzeugten Bewunderung, er gründete seinen Enthusiasmus auf eine zugleich so zarte, so gelehrte und so tiefe Auseinandersetzung des Spiels, des Gesangs und der dramatischen Gewalt von Basquine, die er von diesem Tage an für die größte lyrische Tragödienspielerin unserer Zeit erklärte, daß sein Artikel allgemeine Aufmerksamkeit und Neugierde erregte . . . Und die Menge . . . jedoch eine äußerst gewählte Menge strömte der Funambules zu.

Geblendet durch diesen unerwarteten Erfolg, lief der Director zu der armen Figurantin, welche nicht wieder auf dem Theater zu erscheinen gewagt hatte, und flehte sie mit gefalteten Händen an, die Rolle des bösen Geistes auch ferner zu spielen. Als Basquine erschien, war es ein allgemeiner Enthusiasmus, eine wahre Huldigung. Denn, — was nur selten der Fall ist, — das unbestreitbare Talent von Basquine stand auf der Höhe der beinahe übertriebenen Lobeserhebungen, welche ihr der Freund von Balthasar in seinem Journal ertheilt hatte; sobald die öffentliche Aufmerksamkeit für dieses neue dramatische Wunder erregt war, machte sich die Presse zum Echo des Lobes, das man der jungen Schauspielerin spendete. Endlich ließ Balthasar, getreu seinen Versprechungen, in dem Journal seines Freundes, des Kritikers, eine Epistel an Basquine erscheinen.

Diese Epistel, ein wahres Meisterwerk, funkelnd von Geist, erhaben durch Enthusiasmus und voll der rührendsten Schwermuth, der edelsten Gemüthsbewegung, wo der Dichter den schmerzlichen, unablässigen Kampf eines armen, unbekannten, vereinzelten, hülflosen Mädchens von sechzehn Jahren erzählte, das die zahllosen

Hindernisse zu überwinden hatte, welche sich vor den Zugängen des dunkelsten Theaters emporsträuben, diese Epistel, hier ergreifend wie ein Roman oder zart wie eine Elegie, dort bitter und einschneidend wie eine Satyre, anderswo toll, bizarr und kühn wie ein phantastischer Traum, diese Epistel endlich, so edel wie eine gute Handlung, wurde auch für Balthasar zum Signal für einen glänzenden Triumph . . . Sein bis dahin nur einigen Freunden bekanntes Talent enthüllte sich öffentlich durch diese Epistel, sein Name erscholl aus Aller Mund, und seine bis dahin verachteten, oder vielmehr unbekannten Werke fingen an gesucht und geschätzt zu werden, wie sie es sein mußten.

Wenige Tage nach der Erscheinung dieser Epistel erhielt ich von Balthasar einen heiteren, in folgenden Worten abgefaßten Brief:

„Ruhm Dir! mein würdiger Martin, Deine Jugendfreundin ist auf die Bahn des Glückes geworfen, mein Name macht ein höllisches Aufsehen, und die Buchhändler schlagen sich vor meiner Thüre; doch ich lasse sie nur vor mich, wenn sie auf allen Vieren kriechen und in ihren Zähnen eine Börse mit Zechinen halten (ich will Zechinen haben, das ist teufelmäßig venetianisch).

„Dies ist meine Rache . . . sie ist einfach und würdig . . . Im Ernste gesprochen, mein braver Martin, dies Alles wäre vielleicht nicht geschehen, wenn Du mich nicht gebeten hättest, der unvergleichlichen Basquine Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und ihr selbst meine Huldigung darzubringen; noch einmal, Ruhm und Dank Dir, mein würdiger Martin, Du hast beendigt, was mein unbekannter, edler Beschützer Just, dem ich nun die Pension, die er mir so edelmüthig aussetzte, zurückgeben kann, angefangen hatte; ein Anderer, der ebenso unglücklich ist, als ich es war, mag diese Pension statt meiner benützen.

„Ich schließe mit folgendem Rebus, auf dessen Höhe Dein naiver und achtungswerther Verstand steht:

„Eine gute Handlung findet immer ihren Lohn.

„Dein Exherr und stets wohlgewogener
Balthasar.“

Der glänzende Triumph von Basquine gab der tollen Leidenschaft von Robert von Mareuil neue Nahrung; diese Leidenschaft unterstützte zu gut unsere Pläne und den unerbittlichen Haß, den Basquine der Race der Scipionen, wie sie sagte, geschworen hatte, als daß unsere Gefährtin nicht scheinbar die wahnsinnige Liebe, die sie einflößte, hätte ermuthigen sollen. Sie wiegte ihn in die glühendsten Hoffnungen, und Beide führten einen Briefwechsel, der, Herrn von Noirlieu mitgetheilt, eine furchtbare Waffe gegen Robert sein mußte.

Dieser Mensch rächte sich übrigens grausam an mir; ich wäre nicht nur beinahe der Wunde unterlegen, die ich erhielt, denn die Kugel durchdrang meine Halsmuskeln, sondern es fehlte auch nicht viel, daß ich durch die Explosion des Schusses, der so ganz nahe an mir abgefeuert wurde, geblendet worden wäre; fast ein Jahr lang war ich völlig des Gesichtes beraubt.

In Folge meines Kampfes mit Robert eilten die Polizeiagenten, welche Bamboche, der ihnen entkam, hatten verhaften wollen, herbei, hoben mich in meinem Blute gebadet, ein paar Schritte von dem Grafen von Mareuil, der sich die Hirnschale zerschmettert hatte, auf und ich wurde in das Hotel-Dieu gebracht.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Bette dieses Hospitals und hatte die Augen mit einer Binde bedeckt. Bei einer Bewegung, die ich machte, um die Binde abzunehmen, sagte ein Krankenwärter, der mich ohne Zweifel bewachte, zu mir:

„Suchen Sie diese Binde nicht abzunehmen, mein Junge, Sie würden nicht heller sehen.“

„Es ist also Nacht? . . . Wo bin ich denn?“

„Sie sind im Hotel=Dieu und es ist lichter Tag.“

„Warum würde ich dann nicht heller sehen?“

„Weil Sie blind sind.“

Bei diesen furchtbaren Worten riß ich die Binde ab; ich öffnete die Augen, trotz gräßlicher Schmerzen, und . . . sah nichts, als wirre Finsterniß.

Als ich diesen gräßlichen Schlag erhielt, gehörte mein erster Gedanke Regina. Ich war für immer außer Stands, ihr zu dienen, über ihr zu wachen, denn die vergangenen Ereignisse bewiesen mir, daß meine Ergebenheit, so untergeordnet, so dunkel sie auch war, Fräulein von Noirlieu nützlich sein konnte.

Ich fragte mich auch voll Unruhe, was aus Basquine und Bamboche geworden wäre; geheime Ahnungen sagten mir, dieser und der Cul=de=jatte wären der Gegenstand von Nachforschungen der Polizei. Ich bedachte endlich mit Angst, daß noch zwei Bewerber um die Hand von Fräulein von Noirlieu blieben, welche, von dem Grafen von Mareuil befreit, ihre Wahl auf den Prinzen von Montbar lenken konnte . . . auf diesen dem Anscheine nach so wunderbar begabten, so verführerischen jungen Mann, dessen glänzende äußere Eigenschaften eine tiefe Entsittlichung verbargen.

Leider mußten mich meine Blindheit, meine furchtbaren Schmerzen, die Abwesenheit oder die Flucht von Bamboche in einer langen und grausamen Ungewißheit über Regina lassen.

Ein seltsames Ereigniß machte indessen meinen Zweifeln ein Ende.

Ich befand mich seit einem Jahr im Hotel=Dieu; meine Halswunde war vernarbt, doch der Zustand meines Gesichtes besserte sich nicht; ich gehörte zu der Abtheilung, welche der Sorge des Doctors Clément, eines der ersten Wundärzte des Hotel=Dieu, anvertraut war; dieser Mann von einem europäischen Rufe und von einer mächtigen Originalität hatte sich von Anfang an für mich interessirt, und zwar, wie er mir später sagte,

in Folge der muthigen Ergebenheit, mit der ich furchtbare Schmerzen ertrug, und wegen der einfachen, würdigen, bescheidenen Weise, mit der ich mehrere Verhöre eines Untersuchungsrichters in Beziehung auf das tragische Ereigniß, dessen Opfer ich war, ausgehalten hatte; meine Sprache, die Art, wie ich dem Doctor Clément für seine Bemühungen dankte, vermehrten noch sein Wohlwollen für mich.

Seit einiger Zeit hatte der Doctor eine neue Behandlung, von der er großen Erfolg erwartete, mit mir vorgenommen. Es kam der Tag, wo man einen gewissen Verband, der meine Augen bedeckte, abnehmen sollte; der Doctor hatte zu dieser ohne Zweifel seltsamen Operation einen seiner Collegen mitgebracht. Er theilte ihm die Geschichte meiner Krankheit während der Vorbereitungen mit, mit denen sich seine Gehülfen beschäftigten.

„Und seit wie lange ist er in diesem Zustand?“ fragte der College des Doctor Clément.

„Seit einem Jahre,“ antwortete er; dann fügte er leiser bei: „Ei, mein Gott . . . . man brachte diesen armen Jungen am Vorabend des Tages hieher, wo ich Sie um eine Consultation mit mir bei Fräulein von Noirlieu bat, denn ich muß gestehen . . . . ich konnte und kann mir keine Rechenschaft von den seltsamen nervösen Symptomen geben, welche sich plötzlich bei ihr geoffenbart hatten.“

„Ich glaube, wir täuschten uns nicht, wenn wir diese seltsamen Symptome irgend einer heftigen, plötzlichen Erschütterung zuschrieben,“ erwiederte der Freund des Doctors; „unsere liebe Kranke leugnete jedoch hartnäckig, eine heftige Gemüthsbewegung erlitten zu haben. Doch sagen Sie, wie geht es ihr?“

„Minder gut als vor ihrer Verheirathung,“ antwortete der Doctor Clément; „ich bewache sie auch mit großer Sorgfalt, denn es ist eine so seltene Frau . . .

welch ein Herz! welches Gemüth! wie schön, wie rein, wie erhaben ist sie."

„Uebrigens läßt sich nicht wohl eine passendere Verbindung sehen," versetzte der College des Doctors: „der Prinz von Montbar ist einer der liebenswürdigsten, der ausgezeichnetsten Männer, die man finden kann."

„Das ist möglich," sprach mit einer gewissen Heftigkeit der Doctor Clément.

Ohne Zweifel erblickte er sodann einen von seinen Gehülfen, welcher weggegangen war, um einige zum Abnehmen des Verbandes nothwendige Gegenstände zu holen, und er rief:

„Ah! hier ist, was ich erwartete; wir werden nun den Verband abnehmen."

Es ist eben so unnöthig als unmöglich, die innere Bewegung zu schildern, der ich während dieser Operation, welche mir vielleicht das Gesicht zurückgeben sollte, in dem Augenblick preisgegeben war, wo ich die Heirath von Regina und dem Prinzen von Montbar erfuhr, eine Heirath, die ich aus so vielen Gründen befürchtet hatte.

Nach langen und ängstlichen Vorsichtsmaßregeln, deren Zweck es war, das Licht zu verhindern, daß es mich nicht zu ungestüm träfe, wurde es mir endlich möglich, die Züge meines Retters zu betrachten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Doctor Clément.

Als meine Heilung vollständig war, trat ich als Kammerdiener-Secretaire bei dem Doctor Clément ein. Er trug mir diese Stelle in Folge einer langen Unterredung an, in der ich ihm die Hauptereignisse meines Lebens (mit Ausnahme dessen, was Regina berührte),

erzählte und sagte, wenn ich das Hospital verließe, wäre ich völlig aller Mittel beraubt.

Indem ich das edelmüthige Anerbieten des Doctors annahm, ohne daß ich im Geringsten die Mittel suchte, um diesem neuen Dienstbotenverhältniß zu entgehen, gehorchte ich demselben Gedanken, der mich früher in den Dienst von Balthasar, oder vielmehr von Robert von Mareuil gebracht hatte: ich hoffte dem Leben von Regina nicht fremd zu bleiben. Denn der Zufall hatte mich von der sorgsamen Theilnahme unterrichtet, die der Doctor Clément für sie hegte; gerade dadurch, daß diese Heirath, über welche ich so sehr für Fräulein von Noirlieu erschrak, vollzogen worden war, hatte das Werk meiner unbekannten Ergebenheit entfernt nicht sein Ende erreicht, sondern es waren mir dadurch im Gegentheil neue Pflichten auferlegt; aus dieser Verbindung mit dem Prinzen von Montbar konnte für Regina großes Unglück hervorgehen.

Soll ich endlich einen Traum gestehen, der mir damals wahnsinnig vorkam? Ich dachte oft daran, wenn ich durch meine Stellung bei dem Doctor Zugang in dem Hause der Prinzessin von Montbar hätte, könnte ich vielleicht eines Tags bei ihr in den Dienst treten.. Und mit welcher Aufmerksamkeit, mit welcher Wachsamkeit, mit welch glühender Sorgfalt würde ich dann meine *Gebieterin* umgeben haben.

. . . .

Der Doctor Clément war ein Mann von etwa sechzig Jahren, von mittlerem Wuchse; er hatte einen ungeheuren Kopf, ein Wald krauser Haare bedeckte seine breite, oft durch ein ganz löwenartiges Runzeln der Muskeln zusammengezogene Stirne; das Gesammtwesen seines düstern, dunkelbraunen Gesichtes war unangenehm und hatte einen beinahe wilden Ausdruck; doch seine rein und sanft blauen Augen erschienen, obgleich halb bedeckt durch dicke, schwarze, beständig emporstehende Brauen, zuweilen von einer rührenden Weich-

heit . . . Bei seinen rauhen, herben Formen war der Doctor stets mit einer schmutzigen Nachlässigkeit gekleidet; er trug unabänderlich plumpe, hohe Stiefeln über einer Hose von grauem Tuch, einen langen, blauen, abgeriebenen Ueberrock, eine schwarze Weste und eine weiße, strickartig um den Hals geschlungene Cravate. So zeigte er sich bei den bedeutendsten und sogar bei den erhabensten Personen, welche die Excentricitäten dieses Mannes stillschweigend hinnahmen, denn sein Wissen und seine practischen Erfolge, als Arzt und als Chirurg, waren ungeheuer.

Ich werde nie den ersten Tag vergessen, den ich bei dem Doctor Clément zubrachte; er nahm mich in einem Fiacre, dessen er sich gewöhnlich für seine Besuche bediente, in das Hotel-Dieu mit. Ich wollte ehrfurchtsvoll neben den Kutscher auf den Bock steigen, er hielt mich zurück und fragte mich mit seiner rauhen Stimme:

„Wohin willst Du?"

„Ich will mich neben den Kutscher setzen, mein Herr."

„Ist kein Platz neben mir?"

„Verzeihen Sie . . . . doch die Ehrfurcht . . . ich . . ."

Er zuckte die Achseln, stieg zuerst ein und hieß mich durch ein Zeichen an seine Seite sitzen.

Als sich der Fiacre in Bewegung gesetzt hatte, sagte der Doctor zu mir:

„Du hast gelitten, Du hast gekämpft, Du bist aufrichtig, es ist ein Mann in Dir . . . ich liebe das, Du wirst Dich in meine Gewohnheiten fügen . . . und Dein Schicksal während der drei oder vier Monate, die wir mit einander zubringen, nicht beklagen . . . und hernach . . . . wenn ich mit Dir zufrieden gewesen bin . . ."

„Wie, Herr," sagte ich ganz erstaunt, indem ich

ihn unterbrach, „in drei oder vier Monaten werden Sie mich wegschicken?“

„In drei oder vier Monaten spätestens, und vielleicht viel früher bin ich todt.“

„Sie, Herr?“ rief ich, „und warum in dieser Zeit?“

„Warum wirst Du eines Tages sterben?“

„Bei Gott! Herr, weil wir Alle sterblich sind... Doch wie läßt sich das vorhersehen?...“

„Mit einer guten unheilbaren Krankheit, mit der Erfahrung und dem Blicke kennt man seine Sache an den Fingern,“ antwortete er mir mit einer seltsamen Miene, dann fügte er bei:

„Höre Deine Functionen: Meine Kleider bürsten ... wenn Du willst ... daran liegt mir nicht viel ... genau die Liste der Besuche führen, die ich mache und empfange ... die Rechnung darüber abfassen und mir alle acht Tage überreichen ... denn ich lasse mich alle acht Tage bezahlen, sonst würde ich furchtbar betrogen ... Ja,“ fuhr er mit bitterer Verachtung fort, „die reichen Leute finden stets Geld, um Betrügerinnen zu unterhalten, Pferde zu kaufen, üppig zu speisen, Paläste zu meubliren, und sie haben nie einen Sou für den Arzt, dem sie doch die Gesundheit verdanken, welche ihnen diese Betrügerinnen zu liebkosen, diese Pferde zu reiten, diese üppigen Mahle zu verzehren und sich in ihren Palästen vor Stolz aufzublasen gestattet. Ich verkaufe die Gesundheit an diese Leute, wie Andere Wein oder Tuch verkaufen. Wer mir schuldig ist, bezahle mich, sonst kommt der Gerichtsbote.“

Dann heftete der Doctor seinen durchdringenden Blick auf mich und fragte mich rasch:

„Diese Strenge in Beziehung auf den Gewinn kommt Dir gemein vor, nicht wahr?“

„Mein Herr ...“

„Sei aufrichtig,“ versetzte er mit einer beinahe drohenden Stimme, ich habe Dich besonders angenom-

men, weil ich Dich für wahr hielt. Ich jagte denjenigen weg, welchen Du ersetzest, weil er mich belogen . . . ein sicheres Anzeichen einer schlechten, gemeinen Natur; ich suchte lange, was ich in Dir finden soll, eine redliche, erhabene Seele, obgleich in einer untergeordneten Lage . . . Beweise mir, daß ich mich nicht getäuscht habe . . . und oft werde ich ganz laut vor Dir denken. Laß hören, was sagst Du zu meiner Geldgier?"

„Nun, Herr," antwortete ich entschlossen, „ich hatte mir einen ganz andern Begriff von der Heilkunst gemacht. Meiner Ansicht nach war es . . ."

„Ein Priesterthum, nicht wahr? Das ist das geheiligte Wort," rief er, indem er mich mit einem höhnischen Gelächter unterbrach.

Dann fügte er bei:

„Es mag also sein, ein Priesterthum . . . Doch sage mir, lebt der Priester nicht auch vom Altar?"

In diesem Augenblick hielt unser Fiacre vor der Façade eines prachtvollen Hotel an . . . Ohne Zweifel erwartete man meinen Herrn voll Ungeduld, denn kaum war er erschienen, als ein Diener, den man wahrscheinlich als Vorposten aufgestellt hatte, herbeilief, den Schlag öffnete und dem Arzte zurief:

„Ach! Herr Doctor, der Herr Marquis befindet sich in einem verzweifelten Zustande, und es ist kein Augenblick zu verlieren . . . Ein Wagen ist so eben abgegangen, um Sie im Hotel-Dieu zu holen . . . ein anderer mußte nach Ihrer Wohnung fahren, so sehr befürchtete man, Sie könnten vergessen haben."

„Es ist gut, es ist gut," sprach der Doctor mit rauhem Tone; „sind meine Gehülfen eingetroffen?"

„Die Herren sind schon seit einer halben Stunde hier."

„Warte auf mich," sagte mein Gebieter zu mir, „es ist hier ein herrlicher Fang zu thun; doch ich

werde Unglück haben; dieser alte Marquis ist der König der Geizigen und der Roués."

Nach diesen Worten trat der Doctor Clément in das Hotel.

Während der Abwesenheit meines Herrn dachte ich über die schmähliche Geldgier nach, welcher er sich noch rühmte. Sein Verlangen, für seine Bemühungen von den reichen Leuten, deren Arzt er war, belohnt zu werden, kam mir gesetzlich vor; doch seine gerechten Ansprüche hätten minder scharf herausgestellt sein sollen; es erfaßte mich auch ein trauriges Gefühl, da ich mich der Weissagung des Doctor Clément in Beziehung auf seinen nahe bevorstehenten Tod erinnerte, den er ohne Zweifel durch die anschauende Erkenntniß, welche häufig die Wissenschaft verleiht, vorhersah.

Dieses Losreißen von dem Leben, von dem der Doctor, wie er sagte, wußte, daß er es zu einer bestimmten Stunde verlassen sollte, kam mir außerordentlich vor. Es fielen mir auch die seltsamen Gerüchte ein, welche in den Sälen des Hotel-Dieu über diesen berühmten Arzt im Umlauf waren; man bezeichnete sein häusliches Leben als höchst geheimnißvoll und äußerst sonderbar. Millionen reich, denn seine Kundschaft war eben so ungeheuer, als die Geldgier, die er unumwunden zugestand, lebte er, wie die Leute sagten, mit dem schmutzigsten Geize; er war seit langen Jahren Witwer, und sein einziger Sohn, der, einer der Ersten aus der Polytechnischen Schule hervorgegangen, nunmehr Ingenieur war, sollte allein dieses unermeßliche Vermögen erben, denn seit vielleicht zwanzig Jahren nahm der Doctor Clément mehr als hundert und zwanzig tausend Franken jährlich ein, ohne davon, wie man versicherte, mehr als zehntausend auszugeben.

Man erzählte sich die unglaublichsten, um nicht zu sagen albernsten, Geschichten in Beziehung auf das Haus, das er in einer der ödesten Straßen des Marais bewohnte; Niemand kam in dasselbe; er gab seine

Consultationen in dem Zimmer eines Hauses, das in der Nähe des seinigen lag.

Das cynische Geständniß des Doctors ließ mir keinen Zweifel über seine Habsucht, die mir um so weniger faßlich vorkam, als man ihn mächtig-reich nannte und seine Tage gezählt waren. Doch das edelmüthige Interesse, das er für mich offenbarte, und besonders die beinahe väterliche Besorgtheit, die ihm Regina einzuflößen schien, vermochte ich nur schwer mit der von ihm klar ausgesprochenen Gierigkeit zusammenzureimen. Die Habsüchtigen und die Geizigen haben ein trockenes Herz: doch ein Mensch, der die Prinzessin von Montbar zu schätzen fähig und würdig war, konnte meiner Ansicht nach kein selbstsüchtiges, niedriges Gemüth haben.

Die Rückkehr des Doctors unterbrach meine Betrachtungen . . . er sprang in den Fiacre, seine Augen funkelten vor Freude, und er rief (ich theile seine Worte in ihrer ganzen groben Energie mit):

„Er ist gerettet . . . . doch er hat bezahlt, der alte S . . . ."

Dann zog er aus seiner Hosentasche ein Päckchen Bankbillets, zeigte sie mir mit triumphirender Miene und sagte:

„Zwanzig tausend Franken!"

„Zwanzig tausend Franken," erwiederte ich sehr erstaunt.

„In sieben Minuten gewonnen . . . die Operation hat nur so lange gedauert."

„Zwanzig tausend Franken," sprach ich abermals, „das ist ungeheuer."

„Ungeheuer?" versetzte er, mit einer verächtlichen Miene die Achseln zuckend. „Ungeheuer, ein alter Wucherer, der mehr als zwei Millionen Renten hat und kaum zweimalhundert tausend davon ausgibt? Ohne die Operation, die ich an ihm vorgenommen habe, krepirte er wie ein Hund . . . Was hätte er mit seinen zwei Millionen Renten gemacht? Doch welch eine

gute Komödienscene!" fügte mein Herr bei, indem er sich freudig die Hände rieb. „Ich komme . . . Der Marquis lag auf dem Schmerzensbette. Ein eingeklemmter Bruch . . . ein Fall so tödtlich, als es nur immer einen geben kann. Meine Gehülfen sind schon da. Als mich der Marquis sah, rief er: „„Ah! mein lieber Doctor, kommen Sie mir zu Hülfe . . . ich hoffe nur auf Sie . . . ich weiß, daß das tödtlich sein kann; doch Sie sind ein rettender Gott, ja, ein Gott!""

„Ich prüfe und sage zu ihm: „„Wird die Operation nicht gemacht, und zwar geschickt gemacht, so sind Sie vor Ablauf einer Viertelstunde todt.""

„„Mein bewunderungswürdiger Doctor, ich werde Ihnen das Leben zu verdanken haben.""

„„Das ist möglich, doch vor Allem: wer bezahlt hier?""

„„Ich, Doctor, ich bezahle Sie königlich, Sie wissen es wohl; doch sprechen wir nicht mehr hievon . . . geschwinde, geschwinde.""

„„Sprechen wir im Gegentheil davon. Ich kenne Sie, es würde zwei bis drei Jahre dauern, ehe ich Ihnen einen Sou zu entreißen vermöchte, und dabei müßte ich noch mit Ihnen Prozeß führen. Geben Sie mir also auf der Stelle zwanzig tausend Franken, oder guten Abend.""

Bei diesen unbarmherzigen Worten konnte ich mich einer Bewegung des Abscheus nicht erwehren; der Doctor schien es nicht zu bemerken und fuhr fort:

„„Jesus, mein Gott!"" rief der Marquis, „„zwanzig tausend Franken, nur so auf der Stelle . . . auf einmal . . . auf einen Schlag. Das ist ein abscheulicher Hinterhalt . . . und dann geht die Stunde vorüber. Mein Gott! mein Gott! lieber Doctor, die Stunde geht vorüber.""

„„Ich glaube es wohl, daß sie vorübergeht . . . schon sind zwei Minuten abgelaufen,"" sagte ich.

„„Aber da die Stunde vorübergeht,"" rief der

Marquis mit einer herzzerreißenden Stimme, „„so operiren Sie mich, Doctor.““

„„Da die Stunde vorübergeht, so bezahlen Sie mich, Marquis.““

„Die Furcht vor dem Tode trug endlich den Sieg über den Geiz davon; er gab den Schlüssel zu seiner Casse einem von seinen Verwandten, dem er mit bestürztem Auge folgte, als er sah, wie er mir die zwanzig tausend Franken überreichte.

„Das ist noch nicht Alles; der Marquis rief mitten in der Operation: „„Ach! ach! zwanzig tausend Franken Rente!““

Nachdem der Doctor Clément die zwanzig tausend Franken noch einmal mit gierigem Auge betrachtet hatte, fügte er bei:

„Ich bereue nur Eines: daß ich nicht hundert tausend Franken verlangt habe, wie ich sie einst von einem gewissen Mylord Herzog von Castleby, einem abscheulichen Wüstling, verlangte; der Marquis hätte sie mir gegeben . . . doch ich fange an Bedenklichkeiten zu bekommen und zu sehen, was Alles, wie Du sagst, Gemeines in dieser Habsucht liegt.“

In diesem Augenblick hielt unser Wagen in irgend einer finsteren Straße des Faubourg Saint-Marceau an. Wir stiegen bis zum letzten Stocke eines verfallenen Hauses hinauf. Mein Herr öffnete die Thüre einer Mansarde und es bot sich unserem Blick ein Gemälde furchtbaren Elends. Es waren hier der Mann, die Frau und drei Kinder, hager, abgezehrt, halb nackt. Die Frau, deren merkwürdige Schönheit mir auffiel, säugte ein neugeborenes Kind; der Mann colorirte, kaum mit Lumpen bedeckt, Papierdüten mit häßlichen Stichen, wie sie die Spezereihändler gebrauchen, um ihr Zuckerwerk darin zu verkaufen.

Die Erscheinung des Doctor Clément, der diesen Unglücklichen völlig unbekannt war, verursachte Unruhe

und Erstaunen bei denselben; sie schauten uns stillschweigend, beinahe mit Furcht an.

„Sie heißen August Levasseur?“ sagte mein Herr, indem er auf diesen Unglücklichen einen forschenden Blick heftete und ihn mit einer durchdringenden Aufmerksamkeit betrachtete, als hätte er in der tiefsten Tiefe seiner Gedanken lesen wollen.

„Ja, mein Herr,“ antwortete verlegen der junge Mann, dessen durch das Elend abgemagertes und mit einem ungepflegten Barte bedecktes Gesicht einen merkwürdigen Ausdruck von Verstand, Sanftmuth und Offenherzigkeit hatte.

„Sie sind in Montpellier Doctor der Medicin geworden?“ fuhr mein Herr fort.

„Ja, mein Herr,“ antwortete schüchtern der junge Mann, indem er mit seiner Frau einen Blick wachsenden Erstaunens wechselte.

„Sie haben Ihre Prüfungen auf das Glänzendste bestanden; Ihr Benehmen ist stets vortrefflich gewesen,“ sprach der Doctor Clément; „Sie haben herrliche anatomische Arbeiten gemacht . . . Sie sind ein ebenso geschickter Chirurg als guter Arzt, und dennoch konnten Sie, unterdrückt durch die Rivalität, Ihren Lebensunterhalt in Montpellier nicht gewinnen, wo Sie diese würdige und reizende Frau aus Liebe heiratheten. Sie kamen nach Paris in der Hoffnung, hier mehr Glück zu finden . . .“

„Aber mein Herr, wer konnte Sie hievon unterrichten?“ versetzte der junge Mann voll Erstaunen.

„In Paris,“ fuhr mein Herr fort, „ging es wie in Montpellier; jeder Protection entbehrend, fanden Sie keine Unterstützung, kein Wohlwollen bei Ihren Collegen, welche sich, um zu leben, die Kranken mit aller Erbitterung streitig machen müssen; denn hier, wie aller Orten, fressen die Großen die Kleinen auf . . . Doch, da Sie Ihre Familie erhalten mußten, waren

Sie gezwungen, sich bis zu den elendsten Mitteln zu erniedrigen, um einige Kunden zu recrutiren; Sie waren genöthigt, den Portiers zu schmeicheln, um von diesen ihren Miethsleuten empfohlen zu werden, oder auch der Obsthändlerin an der Ecke ein Geschenk zu versprechen, um durch sie bei den Mägden gerühmt zu werden, welche am Morgen die Milch bei ihr kauften. Ich kenne das und noch viele andere Schmählichkeiten, welche durch eine unbarmherzige, unselige Concurrenz erzeugt werden, und Sie, ein Mann von Kenntnissen und Verstand, haben sich diesen Gemeinheiten unterworfen, weil Sie Lebensmittel brauchten für Ihre Kinder, für Ihre Frau . . . einen Engel . . . ich weiß es . . . einen Engel des Muthes und der Resignation."

Bei diesen Worten reichte der junge Mann, der seine Erschütterung nicht bewältigen konnte, seiner Frau, welche sich ihm genähert hatte, die Hand, und Beide zerflossen in Thränen.

Selbst sehr bewegt, fuhr mein Herr fort:

„Und trotz so vieler Demüthigungen bildete sich keine Kundschaft für Sie . . . Sie waren arm, schüchtern, bescheiden, und mehr noch, Sie wohnten schlecht in einem Hause, wo Sie auch das Geräthe zur Miethe hatten; Sie flößten kein Vertrauen ein; endlich erreichte Ihr Elend einen solchen Grad, daß Sie Ihre Kleider verkaufen mußten, um zu essen . . . dann war es Ihnen nicht mehr möglich, sich irgendwo zu zeigen . . . Sie flüchteten sich in diese Mansarde, wo sie Hungers gestorben wären, hätten Sie nicht ein schwaches Hülfsmittel in Ihrem Talente als Colorist gefunden; Sie gewinnen so ungefähr fünfzehn Sous täglich, indem Sie achtzehn Stunden arbeiten, Sie und Ihre Familie leben dennoch hievon!!"

„Mein Herr!" rief der junge Mann mit einem Ausdruck schmerzlicher Würde, „ich habe mich nie beklagt, und ich weiß nicht, wie Sie, den ich zu kennen nicht die Ehre habe, sich von allen diesen traurigen

Einzelnheiten unseres Daseins unterrichten konnten . . . ich weiß nicht, in welcher Absicht Sie hierher kommen . . . mein Herr . . . ich weiß nicht einmal Ihren Namen . . . und . . ."

„Mein Name?" versetzte der Doctor Clément seinen jungen Collegen unterbrechend, „ich heiße . . . . ich heiße . . . Herr **Just.**"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Doctor Clément (Fortsetzung).

Der Name Just erinnerte mich an den geheimnißvollen Beschützer, von dem Bamboche, Basquine und Balthasar gesprochen hatten. Es unterlag keinem Zweifel, der Doctor Clément verbarg seine Wohlthaten unter diesem Namen.

„Sprechen wir nun von Ihren Angelegenheiten, ich habe Eile," fuhr er fort. „Sie können nicht in Paris bleiben. Sie haben weder die Intrigue, noch die äußeren Manieren, welche zum Durchdringen erforderlich sind. Sie würden hier niedergedrückt bleiben; Paris ist vollgestopft von guten und vortrefflichen Aerzten, während drei Viertheile des Landes in Frankreich von Eseln oder Empirikern ausgebeutet werden; wollen Sie Folgendes annehmen: zehn tausend Franken baares Geld, einen Platz zu fünfzehn hundert Franken jährlich, ein hübsches Haus in einem großen Flecken im Berry, im Flecken Montbar?"

Bei diesem unerwarteten Vorschlage schauten sich der junge Mann und seine Frau mit einem mit Zwei=

fel gemischten Erstaunen an, denn diese Zukunft kam ihnen wohl zu schön vor.

„Mein Gott, mein Herr, entschuldigen Sie mich,“ sagte der junge Mann mit bebender Stimme, „doch dieses Anerbieten scheint uns so außerordentlich, daß wir nicht daran zu glauben wagen, und dennoch sagt uns Alles, daß Sie im Ernste sprechen.“

„Warten Sie einen Augenblick und hören Sie die Bedingungen,“ rief mein Herr; „für die fünfzehn hundert Franken und das hübsche Haus sind Sie der Arzt des Prinzen und der Prinzessin von Montbar (ihr Schloß liegt unmittelbar am Flecken), während der Zeit, die sie auf ihrem Gute in Berry wohnen werden. Sie können sich dabei eine sichere Kundschaft machen; denn auf fünf bis sechs Lieues in der Runde wohnt nur ein Gesundheitsbeamter, der so dumm ist, wie ein Vieh, und allein mehr Bauern tödtet, als die Cholera. Doch,“ fügte der Doctor Clément voll Bitterkeit bei, „ein Gesundheitsbeamter ist gut genug, um die Bauern zu behandeln, wenn sie ihn bezahlen können; das Gesetz bevollmächtigt dieses Halbwissen. Das ist ganz einfach: schwarzes Brod für die Armen, weißes Brod für die Reichen . . . Sie werden also die Gesundheit, das Leben in einem bis dahin den Empirikern überlassenen Umkreis von fünf bis sechs Lieues bringen, und da Sie sehr gut, sehr menschenfreundlich, sehr erleuchtet sind, so werden Sie diesem unglücklichen Landvolk unermeßliche Dienste leisten. Noch ein Wort: . . . was diese zehn tausend Franken betrifft,“ und der Doctor legte zehn Bankbillets von tausend Franken auf den Tisch des jungen Arztes, „so bezahlen Sie die Interessen in unentgeldlichen Besuchen bei armen Leuten und durch den Ankauf von Arzneimitteln, welche sie sich nicht verschaffen können . . . ich bin beauftragt, diese Summe so anzulegen . . . Hier ist überdies ein Brief an den Verwalter des Schlosses Montbar. Das Haus, das Sie bewohnen werden, gehört zu den Ne=

bengebäuden des Schlosses; abgesehen von Ihrer Einwilligung ist von der Prinzessin Alles zum Voraus geordnet; nehmen Sie den Vorschlag an, so reisen Sie ab, wann Sie wollen . . ."

„Ob ich ihn annehme, mein Herr!" rief der junge Mann, voll Trunkenheit seine Hände faltend. „Doch wenn Alles dies kein Traum ist, so sind unsere theuersten Wünsche erfüllt; nur mit Bedauern hatten wir uns entschlossen, nach Paris zu gehen, denn . . ."

„Denn Sie liebten das Land ungemein," versetzte der Doctor, „Sie und Ihr Engel von einer Frau sind leidenschaftliche Botaniker, davon zeugt das von Ihnen in Montpellier gesammelte Kräuterbuch, von dem Sie sich nur mit großem Kummer trennten."

„Aber mein Herr," sagte der junge Arzt, indem er seine Frau mit einem neuen Erstaunen anschaute, „woher wissen Sie diese Einzelnheiten?"

Plötzlich sah ich meinen Herrn furchtbar erbleichen, obgleich er kräftig gegen den Schmerz zu kämpfen schien; seine Züge erlitten eine tiefe Veränderung, rasch legte er seine Hand auf sein Herz, als hätte er ein scharfes Leiden empfunden . . . es sah aus, als machte er eine gewaltige Anstrengung gegen sich selbst, und er sagte mit bebender Stimme:

„Sie willigen ein, die Sache ist abgemacht . . . eine vertraute Person wird morgen in meinem Auftrage kommen, um die letzten Anordnungen zu treffen." Und er schritt auf die Thüre zu.

„Mein Herr," rief der junge Arzt, „ich nehme diese unbegreiflichen Wohlthaten nicht an, ohne zu wissen! . . ."

„Sehen Sie nicht, daß die Erschütterung mich tödtet . . . lassen Sie mich," rief mein Herr mit einem so gebieterischen Tone, daß der junge Arzt unbeweglich, stumm blieb, während der Doctor Clément hastig aus der Mansarde wegging.

Mein Herr war genöthigt, sich auf mich zu stützen,

um die Treppe hinabzusteigen, und mußte wiederholt stehen bleiben, wobei er seine Hand mit Gewalt auf sein Herz drückte, als wollte er die zu heftigen Schläge zurückdrängen; sein Athem war gestoßen, schwer, und man hätte glauben sollen, er würde durch eine furchtbare Erstickung gepeinigt.

So erreichten wir den Wagen, der Doctor stieg ein, nachdem er dem Kutscher die Adresse des Hotel Montbar gegeben hatte.

„Mein Gott, Herr, was haben Sie?“ rief ich bestürzt.

Ohne mir zu antworten, nahm mich mein Herr beim Arm, und stieß mich sanft zurück; ich glaubte diese Geberde zu begreifen und wartete stillschweigend das Ende der Krise ab, der mein Herr preisgegeben war.

Nun fühlte ich unbestimmt, daß ich Zeuge von einem der Anfälle der unheilbaren Krankheit gewesen, von der der Doctor, wie er sagte, schon wußte, daß er nächstens daran sterben würde.

Allmälig wurde jedoch der Athem minder schwer, die Bläße nahm ab, er schien mir weniger zu leiden. Ich konnte nun meine Verwunderung nicht länger verbergen, denn ich dachte an die edle Handlung, deren Zeuge ich gewesen, und an so viele andere, die mir der Zufall geoffenbart hatte.

„Ah, mein Herr!“ rief ich, „ich begreife nun, warum Sie sich so unbarmherzig von den Reichen bezahlen lassen!“

Ohne mir zu antworten, hieß mich der Doctor Clément durch ein Zeichen schweigen; er legte seinen Kopf an eine der Seiten des Wagens, schloß die Augen und blieb ohne Bewegung, als ob er sich gelähmt, vernichtet gefühlt hätte.

Ich prüfte stillschweigend dieses Gesicht mit seinem so mächtigen, so energischen Charakter, diese große, von so vielen Jahren der Studien und des Nachsinnens

durchfurchte Stirne, diesen Mund mit dem festen und ernsten Umriß; ich weiß nicht, ob das, was ich von der bewunderungswürdigen Großmuth meines Herrn erfahren hatte, einen Einfluß auf mein Urtheil ausübte, doch seine Physiognomie kam mir nun streng und klar vor, wie die, welche man den Weisen des Alterthums verleiht.

Mein Herz schlug gewaltig, als unser Wagen vor dem Hotel Montbar anhielt.

„Mein Herr, werde ich Sie begleiten?“ fragte ich den Doctor.

„Nein, bleibe hier,“ antwortete er.

Und die große Thüre des Hotel schloß sich hinter ihm; in Erwartung seiner Rückkehr verließ ich den Wagen: durch eine unwiderstehliche Neugierde angetrieben, prüfte ich die Außenseite der Wohnung von Regina. Es war eines von den in diesem aristokratischen Quartier so zahlreichen alten Hotels; der Hof mußte ungeheuer sein, denn von den Gebäuden erblickte ich nur die großen, beinahe geraden Giebeldächer, überragt von steinernen Kaminen, welche in Bildnerwerk Waffentrophäen darstellten; links lief die lange Mauer eines Gartens hin. Diese Mauer, welche die Ecke einer benachbarten Straße bildete, verlängerte sich rückwärts; an ihrem Ende bemerkte ich eine kleine Thüre, durch die man ohne Zweifel insgeheim aus dem Hotel schlüpfen konnte; da fielen mir wieder die Handlungen bizarrer Sittenlosigkeit ein, deren Zeuge ich bei meinem zweimaligen Zusammentreffen mit dem Prinzen von Montbar gewesen war: das erste Mal in der Schenke zu den Drei Fässern, das zweite Mal vor der Thüre einer Barake auf den äußeren Boulevards. Durch diesen Ausgang, sagte ich zu mir selbst, verließ vielleicht der Prinz von Montbar, verkleidet unter einem elenden Anzuge, das reiche Haus seiner Väter, um sich den traurigsten Excessen zu überlassen. Nachdem ich aufmerksam diese Thüre betrachtet hatte, um zu errathen,

ob sie in jüngster Zeit geöffnet worden, kehrte ich zum Wagen zurück.

Bald kam mein Herr wieder.

„Nach Hause," sagte er mit heftigem Tone zum Kutscher.

Ohne Zweifel in peinliche Betrachtungen versunken, sprach er kein Wort mit mir, bis wir zu Hause ankamen. Während dieser Fahrt sah ich ihn zwei oder dreimal die Augen zum Himmel aufschlagen, und dabei krampfhaft die Achseln zucken, als ob er Gott zum Zeugen irgend einer großen Ungerechtigkeit genommen hätte.

Die schmerzliche Traurigkeit, welche mein Herr, das Hotel Montbar verlassend, zu empfinden schien, erregte meine Unruhe und Neugierde; hatte der Doctor eine ärgerliche Entdeckung gemacht, bedrohte Regina ein Unglück?

Der Fiacre hielt vor dem Hause des Doctors an, das im Hintergrunde des Marais in einer so öden Straße lag, daß Gras auf dem Pflaster wuchs. Bei dem wiederholten Klingeln einer Glocke öffnete sich eine Thüre, und mein Herr und ich traten in die einsame Wohnung ein.

„Suzon," sagte er zu der alten Dienerin, die uns empfing, „hier ist der brave Junge, von dem ich gesprochen habe; erkläre ihm, was er im Dienste zu thun hat, und komm nicht in mein Cabinet, ehe ich Dir läute."

„Und Dein Frühstück, Clément?" erwiederte Suzon.

„Ich werde läuten . . . ich werde läuten," antwortete der Doctor und verschwand durch einen Corridor, der in das Vorzimmer ausmündete, in welchem wir uns befanden.

Die alte Magd, die ihren Herrn duzte, machte mir ein Zeichen, ihr zu folgen. Wir durchschritten zwei Zimmer im Erdgeschosse, welche auf einen unbe=

bauten, nur mit einigen Bäumen mit geschwärzter Rinde bepflanzten Garten gingen; der halbverfallene Randstein eines Bassin ohne Wasser und die Trümmer einer marmornen, von Moos überzogenen Statue in diesem Garten waren halb verborgen unter hohem Gras, das mich an das traurige Grün der Kirchhöfe erinnerte.

Meiner Führerin folgend, kam ich in ein großes Zimmer, das die Aussicht auf die Straße hatte.

„Hier ist Ihre Wohnung,“ sagte Suzon zu mir, „die Klingel, die Sie hier sehen, ist die unseres Herrn, die andere dort, ist die von Herrn Just, dem Sohne des Herrn.“

„Der Herr Doctor hat einen Sohn, der sich Just nennt?“ fragte ich tief bewegt.

„Allerdings . . . und ich habe ihn erzogen,“ antwortete Suzon nicht ohne einen gewissen Stolz.

Ich begriff nun, daß durch einen rührenden Gedanken der Doctor Clément seine zahlreichen und verständigen Wohlthaten unter dem Namen seines Sohnes spendete.

Suzon fuhr fort:

„Ist Herr Just in Paris, so versehen Sie während seines Aufenthalts hier den Dienst bei ihm und den beim Herrn. Gewöhnlich helfen Sie mir, das Haus ordnen und reinigen . . . dann gehen Sie in das Berathungs-Cabinet des Herrn, hier nebenan, um die Besuche zu melden und die Liste zu führen. Um sechs Uhr trinkt man den Kaffee, um zwölf Uhr frühstückt man, um sieben Uhr speist man mit dem Herrn zu Mittag.“

„Mit dem Herrn Doctor?“ rief ich, „an seinem Tische?“

„Gewiß, wenn der Herr nicht unvorhergesehene Besuche hat. Es ist eilf Uhr, um Mittag werde ich an diesen Verschlag klopfen, das ist die Stunde des

Mahles, denn was das Frühstück betrifft . . . der Herr frühstückt allein."

Und ohne mir Zeit zu gönnen, ihr ein Wort zu erwiedern, verließ mich Suzon.

Sehr erstaunt über die seltsame, patriarchalische Lebensweise meines neuen Herrn, der seine Dienstboten an seinem Tische essen ließ, schaute ich neugierig in meiner Wohnung umher. Man konnte sich nichts Traurigeres und so zu sagen Klösterlicheres denken, als den Anblick dieses schweigsamen Hauses; doch ich hatte das furchtbare Elend so von Nahem gesehen, und ich war in Lagen versetzt gewesen, welche meinem Charakter so grausam widerstrebten, daß ich, an Alles das denkend, was ich jeden Augenblick Edles und Ehrwürdiges in dem Charakter meines Herrn entdeckte, mit einem Gefühle des Glücks und unaussprechlicher Ruhe von meinem Zimmer Besitz nahm.

Ein gutes Bett, ein paar Stühle, eine Commode und ein Schreibtisch, dies waren meine sehr einfachen, aber sehr reinlichen Meubles; als ich eine der Schubladen des Schreibtisches herauszog, um mein kostbares Portefeuille, das nie von mir gekommen, hineinzulegen, fand ich im Hintergrunde dieser Schublade einige zerknitterte oder halbzerrissene Papiere, welche ohne Zweifel mein Vorgänger zurückgelassen hatte.

Während ich diese Trümmer herausnahm, um sie in den Kamin zu werfen, fiel mein Blick maschinenmäßig auf ein Bruchstück von einem Papier, worauf ein Plan gezeichnet war; meine Aufmerksamkeit und meine Neugierde erwachten bald, als ich auf diesem Plane den Namen der Straße und die Nummer des Hauses las, wo mein Herr wohnte; nach einigen Minuten genauerer Betrachtung erkannte ich leicht, indem ich mich der Eintheilung der Zimmer erinnerte, die ich durchschritten hatte, daß es der Plan unserer Wohnung war; doch mein Erstaunen vermehrte sich, als ich eine rothe Linie sah, welche, von dem Fenster des Zimmers

ausgehend, das ich inne hatte, mehrere Gelasse durchlief und in einen weiten Saal ausmündete, der im ersten Stocke lag und auf dem Plane durch einen plump gemalten Todtenkopf bezeichnet war. Was bedeutete dieser Riß, dieser Führer, dieser Wegweiser durch das Haus? Es gelang mir nicht, darüber ins Klare zu kommen. Da jedoch meine Neugierde durch diese Entdeckung erweckt worden war, so prüfte ich aufmerksamer die zerrissenen oder zerknitterten Papiere, welche ich Anfangs weggeworfen hatte; doch ich sah nur Namensverzeichnisse der von dem Doctor Clément gemachten Besuche; ohne Zweifel war dies das Brouillon des Registers, das mein Herr von dem Diener führen ließ, auf den ich folgte. Ich warf diese unbedeutenden Papierfetzen in das Feuer, behielt jedoch den Plan mit der sonderbaren Zeichnung, welche in mir eine mit Unruhe gemischte Neugierde erregte.

Ich war noch mit der Untersuchung beschäftigt, als die alte Haushälterin zurückkam; ich zeigte ihr das Papier. Sie schaute es an, und obgleich sie, wie sie sagte, kein Gewicht auf diese Entdeckung legte, versicherte sie mich doch, sie werde die Sache dem Doctor mittheilen; dann fügte sie bei:

„Der Herr hat so eben wegen seines Frühstückes geläutet. Nehmen Sie es in der Küche und tragen Sie es ihm in sein Cabinet. Folgen Sie mir, ich will Sie führen."

Dieses Frühstück bestand unabänderlich aus einer Tasse Milch und einem Stück Brod. Der Doctor trank nie Wein; sein äußerst mäßiges Mittagsbrod beschränkte sich auf eine Suppe und einige in Fleischbrühe gekochte Gemüse. Es kam ihm indessen durchaus nicht in den Sinn, seine Umgebung dieser frugalen Speiseordnung zu unterwerfen, die er seit zwanzig Jahren sowohl aus Geschmack, als aus Gesundheitsrücksichten befolgte.

Suzon gab mir ein Plättchen in die Hände, worauf das einfache Frühstück stand, und ging mir voran.

Ich dachte unwillkührlich an den Wegweiser, der auf dem Plane gezeichnet war, welchen ich in meinem Schreibtische gefunden hatte, und bemerkte, daß ich gerade dieser Anzeige folgte; war sie genau gezeichnet, so mußte ich, nachdem ich die Treppe hinaufgestiegen, bald zu dem in dem Plane durch einen plump gemalten Todtenkopf bezeichneten Zimmer kommen. Ich täuschte mich nicht. Suzon blieb vor einer Thüre stehen, deutete auf diese und sagte:

„Es ist hier . . . treten Sie ein."

Der Doctor war mit Schreiben beschäftigt, er befahl mir durch ein Zeichen, das Plättchen auf einen kleinen Tisch in der Nähe seines Arbeitsbureau zu setzen; da er mich nicht weggehen hieß, so glaubte ich bleiben zu müssen, um ihn zu bedienen. In Erwartung seiner Befehle betrachtete ich neugierig den Ort, wo ich mich befand. Es war ein großes, viereckiges, sehr hohes Zimmer ohne Fenster, das sein Licht von oben empfing, denn ein Theil des domartig gerundeten Plafond war mit Scheiben versehen; große Glasschränke zierten eine von den Seiten des Cabinets und enthielten eine herrliche anatomische Sammlung. Diesen Schränken gegenüber sah ich eine einfach von Tannenholz, das durch die Zeit gelb geworden, gebaute Bibliothek, deren Fächer mit Büchern von jeder Größe vollgestopft waren; die zahlreichen Blattzeichen von weißem Papier, welche aus dem Schnitt der durch häufigen Gebrauch befleckten, verkrümmten, abgenutzten Bände vorstanden, zeugten genugsam für die langen und beständigen Studien des Doctor Clément. Diese ohne Zweifel unzulängliche Bibliothek überströmte gleichsam von Stößen; dicke Folianten waren da und dort auf dem Boden aufgestellt. Einen andern Theil des Cabinets nahmen geologische und mineralogische Sammlungen, sowie mit der größten Sorgfalt geordnete Kräuterbücher ein. In einer Ecke bemerkte ich einen Ofen für chemische Versuche mit seinen nothwendigen Beigaben in Destilir-

kolben, Retorten und Flaschen, welche auf Brettern standen. Dem ungeheuren Tische gegenüber der mit Büchern, Instrumenten aller Art, Papieren, Cartons, unter denen der Doctor gleichsam begraben schien, überladen war, erregten zwei Portraits meine Aufmerksamkeit; das erste stellte die Büste einer jungen Frau von merkwürdiger Schönheit mit bloßen Haaren dar, deren Schultern und Busen eine weiße Gaze halb bedeckte. Das zweite Portrait war das eines jungen Menschen von männlichem, schönem Antlitz, mit sanftem und zugleich stolzem Blick; er trug die Uniform der Polytechnischen Schule und seine Züge boten eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Portrait der jungen Frau, das zuerst meine Aufmerksamkeit erregt hatte.

Ohne Zweifel beobachtete mich der Doctor Clément stillschweigend seit einigen Augenblicken, denn er sagte mit einem Ausdrucke stolzer Zufriedenheit:

„Nicht wahr, es ist ein reizendes Gesicht, das des jungen Mannes?“

„Oh! ja, mein Herr,“ antwortete ich, indem ich mich gegen ihn umwandte.

„Es ist mein Sohn,“ sprach mein Herr, dessen Antlitz plötzlich von dem Reinsten, von dem Göttlichsten, von der Vaterliebe strahlte. „Es ist mein vielgeliebter Just, und obgleich er zu dieser Stunde einige Jahre älter ist als zur Zeit, wo dieses Portrait gemalt wurde, obgleich die Sonne Africas seine Haut gebräunt und eine glorreiche Narbe seine Stirne durchfurcht hat, wirst Du ihn doch sogleich an dieser sanften, offenherzigen, energischen Miene, die er stets beibehalten, erkennen.“

„Er ist noch Militär?“

„Kapitän vom Genie, wenn Du erlaubst, und einer der ausgezeichnetsten von seiner Waffe. Doch das ist der geringste von seinen Titeln. Hätte ihm nicht eine Stimme gefehlt, so wäre er Mitglied der Academie der Wissenschaften geworden, doch bei der nächsten Wahl

ist seine Ernennung gesichert, abgesehen davon, daß man ihm sehr schöne Anträge gemacht hat, um im Ausland metallurgische Anstalten zu gründen; man hat ihm sechzigtausend Franken jährlich und später einen großen Antheil am Nutzen geboten. Das ist der Vortheil des Wissens! das ist der wahre Reichthum!! aber glaube nicht, Martin," fügte mein Herr sich belebend bei, „glaube nicht, daß mein Sohn ein gelehrter Pedant in A plus B ist; er ist liebenswürdig, witzig und heiter, wie nicht Einer; er singt wie ein Engel, zeichnet zum Entzücken, und ich stehe Dir dafür, daß nie die Uniform eine natürlich elegantere Tournure hervorgehoben hat . . . Dabei ist er muthig wie ein Löwe und sanft wie ein Kind . . . denn er besitzt die Güte der Stärke, und dann ein Herz!" sagte der Greis bewegt, „ein Herz!!" und nach kurzem Stillschweigen fügte er bei: „Ich kenne nur eines, das mit demselben verglichen werden kann . . ."

„Das Ihrige, mein Herr?"

„Nein, es sind in dem seinigen zarte Fibern, deren meine Rohheit entbehrt, denn in Beziehung auf Zartgefühl und Empfänglichkeit ist das Herz meines Just ein Frauenherz . . . ich vergleiche es auch mit dem der edelsten Frau, die ich kenne."

Unwillkührlich dachte ich an Regina, für welche der Doctor Clément die liebevollste Sorgsamkeit zu hegen schien.

Der Greis fuhr fort:

„Uebrigens wirst Du meinen Sohn bald sehen und ihn lieben, da Du nunmehr zu meiner Familie gehörst . . . denn ich bin ein wenig Patriarch in der Art und Weise, wie ich die Diener betrachte," fügte er sanft lächelnd bei. „Suzon hat Dir gesagt, daß Ihr Beide mit mir zu Mittag speist; was Deine häuslichen Functionen betrifft, so wird Dir die Verschiedenheit des Alters, welche zwischen uns stattfindet, dieselben natürlich erscheinen lassen . . . es liegt nichts Demü-

thigendes in den Diensten, die ein junger Mann einem Greise leistet."

„Das ist wahr, mein Herr," sagte ich, tief bewegt von so viel Güte, „und überdies lehrte mich derjenige, welcher mich aufnahm und erzog, durch sein Beispiel, daß es, wie er sich ausdrückte, keine Lage des Lebens gibt, so niedrig sie auch sein mag, in der der Mensch nicht seine Würde behaupten könnte."

„Das zeugt von einem gesunden Urtheil und einem erhabenen Geiste," sprach mein Herr, gerührt durch diese Worte, die mir Claude Gérard so oft wiederholt hatte. „Alles, was Du mir von dem Leben, von dem Charakter und den Gewohnheiten dieses Mannes erzählt hast, gibt mir einen hohen Begriff von ihm ... Und ..."

Dann unterbrach sich der Doctor plötzlich, als ob ihm eine Erinnerung in den Kopf käme, und sagte:

„Doch ich bedenke, wie Du mir mitgetheilt, war dieser Mann, der ein so großes Herz besaß, Dorfschulmeister?"

„Ja, mein Herr, er hieß Claude Gérard."

„War er nicht Lehrer eines Dorfes bei Evreux?"

„Nein, mein Herr, die Gemeinde, wo er unterrichtete, lag im Süden."

„Dann ist er es nicht," sagte mein Herr.

„Wie so?"

„Mein Sohn, der mit geologischen Arbeiten in der Gegend von Evreux beauftragt ist, theilt mir in seinem letzten Briefe mit, er habe dort einige Tage in einem Dorfe gewohnt, wo er zufällig einen armen Gemeindeschullehrer gefunden, dessen Namen er mir nicht nennt, der ihn aber durch seinen Charakter und seinen Geist so lebhaft berührte, daß er mir schreibt: „„Mein Vater, dieser Mann ist einer der Unseren ... und ..."

„Es ist Claude Gérard!" rief ich, „die Worte

Ihres Herrn Sohnes geben mir Gewißheit hierüber. Oh! seien Sie gesegnet, mein Herr, Ihnen werde ich es zu verdanken haben, daß ich ihn wiederfinde."

„Hast Du mir denn nicht gesagt, die Gemeinde, zu der er gehörte, fände sich im Süden?"

„Ja, mein Herr; doch im Augenblick, wo ich ihn verließ, mußte er zu seinem großen Bedauern seinen Wohnort verändern, und er wußte noch nicht, wohin er geschickt werden sollte. Alle Briefe, die ich an ihn schrieb, adressirte ich an seine alte Gemeinde . . . War er schon abgereist, als sie ankamen? Wurden sie ihm nicht zugestellt? Gingen sie unter Weges verloren? Ich weiß es nicht; doch er hat sie sicherlich nicht erhalten, denn er antwortete mir nicht . . . Aber von ihm, oh! dessen bin ich gewiß, von ihm spricht Ihr Herr Sohn . . . denn Claude Gérard ist in der That würdig, einer der Unseren zu sein."

„Ich glaube es nun wie Du; noch heute werde ich an Just schreiben und ihn fragen, ob der Lehrer, von dem er gesprochen, Claude Gérard heiße, und in wenigen Tagen werden wir wissen, woran wir uns zu halten haben . . . Nun gib mir mein Frühstück."

. . . .

Als mein Herr sein frugales Mahl eingenommen hatte, gab er mir einen Schlüssel und bezeichnete mir einen alten Schrank von Mahagoniholz, der aus mehreren über einander angebrachten Schubladen bestand.

„Oeffne die erste Schublade dieses Schrankes und gib mir ein Register, das sich darin findet."

Ich gehorchte und übergab meinem Herrn einen Folianten mit schafledernem Rücken und in Pergament gebunden, der, nach seinem Alter und seinen Brüchen zu schließen, sich von vielen Jahren her datirte.

Der Doctor öffnete dieses Register, das ohne Zweifel schon beinahe gänzlich voll war, denn er schrieb ein

paar Zeilen auf eines der letzten Blätter, zählte sodann die übrigen und sagte mit sich selbst sprechend:

„Oh! es bleiben noch genug."

Nachdem er einen Augenblick dieses Register mit einer zugleich zufriedenen und schwermüthigen Miene angeschaut hatte, sprach mein Herr:

„Hier, bringe dieses Register wieder an seinen Platz, öffne sodann die Schublade darunter und lege diese Billets hinein."

Hiebei gab er mir die zehn Billets von tausend Franken, welche von den zwanzig tausend Franken übrig waren, die er von dem geizigen Marquis, von dem Millionär empfangen hatte, der von ihm am Morgen so hart bedrängt worden war.

Und als ich seine Befehle vollzog, fügte er bei:

„Zähle hundert Louis d'or und lege fünfzig in jede Seite meiner Börse, denn sie ist meiner Treue leer . . . hier, nimm sie," sagte er, indem er mir dieselbe übergab.

Ich zog nur mit großer Mühe die zweite Schublade, welche schwer belastet war, an mich; in einem abgesonderten Fach sah ich eine ziemlich große Anzahl Bankbillets, denen ich diejenigen, welche mir mein Herr gegeben, beifügte. Zwei andere Fächer von verschiedener Größe waren voll von Silber- und Goldstücken, in solchem Ueberfluß, daß die hundert Louis d'or, die ich aus dem das Gold enthaltenden Fache nahm, eine beinahe unmerkliche Leere zur Folge hatten.

Als die Schublade wieder geschlossen war, übergab ich den Schlüssel meinem Herrn; er führte mich sodann zu einem Schreibtisch, der in einem kleinen, an sein Cabinet anstoßenden Zimmer stand, das keinen andern Ausgang hatte, als die Thüre, durch welche wir eintraten. Hier sagte er zu mir:

„In Erwartung meiner Rückkehr, schreibst Du die ersten Blätter dieses Aufsatzes über die Organisation

des ärztlichen Dienstes ins Reine, an welchem ich seit Jahren arbeite; möchte ich lange genug leben, um ihn zu beendigen, denn in diesem unglücklichen Lande siecht Alles, entsittlicht sich Alles, geht Alles zu Grunde, aus Mangel an Organisation ... Eine *unbarmherzige* Concurrenz gewöhnt die Menschen ebenfalls *an Unbarmherzigkeit*; um durchzudringen, ist ihnen *jedes Mittel* gut, Glück den Starken, Unglück den Schwachen," fügte er seufzend bei, und sagte dann: „Hast Du die Abschrift dieser Zeilen beendigt, so kannst Du über Deine Zeit bis zur Stunde des Mittagsbrodes verfügen."

Hienach ließ mich der Doctor allein.

Das Vertrauen, das er mir, dem ihm Unbekannten, bewies, indem er mir schon am ersten Tage den Ort zeigte, wo er so beträchtliche Werthe verschloß, rührte mich noch mehr, als es mich überraschte; meiner Redlichkeit sicher, wunderte ich mich nicht, daß man mich für redlich hielt; nichtsdestoweniger vermehrte noch dieser letztere Zug meine Dankbarkeit und meine Hochachtung für meinen neuen Herrn . . . .
. . . .

Zwei Tage später fiel eine für mich doppelt interessante Scene vor; sie vervollständigte auf eine würdige Weise die Auseinandersetzung des Charakters des Doctor Clément, dieses Mannes von einer so mächtigen Originalität.

Ich schrieb unter dem Dictate meines Herrn die Fortsetzung des Planes einer Medicinal-Organisation, welcher voll von ebenso neuen, als praktischen, ebenso erhabenen, als edlen Ansichten war, denn er betrachtete diese ungeheure Frage aus dem Gesichtspunkte der Hygiene und der Gesundheit der Bevölkerung der Städte und des Landes, als ihm Suzon Herrn Dufour von Evreux meldete, der, wie er sage, einen Brief von Herrn Just, dem Sohne meines Herrn, bei sich habe.

„Ein Freund meines Sohnes," sprach lebhaft der

Doctor zu Suzon. „Führe ihn sogleich ein . . . solche Männer haben immer bei mir freien Zutritt.“

Bald sah ich einen kleinen Greis eintreten, der geschniegelt und, wie man zu sagen pflegt, à quatre-epingles angezogen war. Er trug, obgleich die Mode des Puders sich längst überlebt hatte, Facen und einen kleinen, mit einem schwarzen Band umwickelten Zopf, der über den leicht weiß bestreuten Kragen seines barbenblauen Frackes herabhing; eine Hose von schwarzem Atlaß und seidene Strümpfe vollendeten das etwas verjährte Costume dieses Mannes.

Sobald Herr Dufour erschien, zog ich mich meiner Gewohnheit gemäß in das anstoßende Zimmer zurück, welches, wie gesagt, seinen Ausgang nur durch das Cabinet des Doctors hatte. Da dieser ohne Zweifel aus Unachtsamkeit die Thüre offen ließ, so hörte ich nothwendiger Weise folgende Unterredung:

„Sie haben einen Brief von meinem Sohn, mein Herr?“ sagte mein Gebieter zu Herrn Dufour.

„Ja, Herr Doctor, hier ist er.“

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein; mein Herr nahm Kenntniß von dem Briefe und sprach sodann:

„Sie wünschen meinen Rath, mein Herr?“

„Nein, Herr Doctor.“

„Wie?“ versetzte mein Herr im Tone des Erstaunens, „mein Sohn schreibt mir doch Folgendes:

„„Mein guter Vater, Herr Dufour, einer der größten Grundeigenthümer Frankreichs, wünscht Dich zu consultiren und Dir besonders empfohlen zu werden. . . . Ich beeile mich, seinem Wunsche zu entsprechen, und übergebe ihm diesen Brief für Dich, indem ich Dir zum Voraus für Dein Wohlwollen gegen Herrn Dufour danke, bei welchem ich mit der herzlichsten Gastfreundschaft während verschiedener geologischer Arbeiten, die mich auf eines von seinen Gütern führten, aufgenommen wurde. Ich umarme Dich auf das Zärtlichste.““

Nachdem er so gelesen, fuhr mein Herr fort:

„Dies schreibt mir mein Sohn; ich bin Ihnen sehr verbunden für die Gastfreundschaft, die Sie ihm bewilligt haben . . . Doch welchem Grunde habe ich die Ehre Ihres Besuches zu verdanken, wenn Sie nicht kommen, um mich zu consultiren?"

„Dieser Brief, Herr Doctor, war *nur ein Vorwand*, um mich bei Ihnen einzuführen."

„Ein Vorwand?"

„Nichts Anderes, Herr Doctor . . . Ich habe acht Millionen Vermögen in liegenden Gütern."

„Sehr gut, mein Herr . . . Hernach?"

„Ich bin Witwer, Herr Doctor, und habe nur eine Tochter von achtzehn Jahren, die ich anbete."

„Erlauben Sie, mein Herr, wozu diese Bekenntnisse?"

„Herr Doctor, meine Tochter ist reizend, was ich wohl ohne väterliche Verblendung sagen darf, und mehr noch, sie ist erzogen worden, wie dies bei einer außerordentlich reichen Erbin der Fall sein muß."

„Mein Sohn liebt Ihre Tochter? Ist es so?"

„Ich hoffe es, Herr Doctor, denn ich glaube, daß meine Tochter Ihren Herrn Sohn, während seines Aufenthaltes in meinem Hause, sehr nach ihrem Geschmacke gefunden hat. Sie hat mir kein Geständniß hierüber gemacht, doch Sie wissen . . . ein Vater, der seine Tochter anbetet, ist hellsehend . . . Kurz, mein Herr, um es gerade herauszusagen, ich gebe meiner Tochter, wenn sie sich verheirathet, ein Gut, das zu fünf Millionen angeschlagen ist, und hundert und vierundzwanzig tausend Livres Rente in guten, vom Notar ausgefertigten Pachtverträgen, welche bis auf den letzten Heller bezahlt werden, einträgt. Der Rest meines Vermögens würde u n s e r e n Kindern nach meinem Tode gehören. Sie sehen, ich gehe väterlich zu Werke und mache die Geschäfte rund ab. Ich hoffe, Sie werden mich nachahmen, Herr Doctor, denn das öffentliche Gerücht und, wenn ich es Ihnen sagen soll, die Erkundi-

gungen, die ich eingezogen, schreiben Ihnen ein Vermögen zu, das dem meinigen wenigstens gleichkommt . . ."

Nach kurzem Stillschweigen erwiederte mein Herr: „Zuerst ein Wort . . . Ich glaube nicht, daß mein Sohn von Ihrem Schritte unterrichtet ist, denn sonst würde er mir davon gesprochen haben."

„Ihr Sohn weiß nichts von meinem Schritt, Herr Doctor, meine Tochter eben so wenig. Der Herr Kapitän Just wurde anderer Geschäfte halber auf zwanzig Lieues von Evreux abberufen, wir nahmen auf das Herzlichste von einander Abschied . . . Doch es wurde kein Wort von einer Heirath zwischen uns ausgetauscht. Erst als ich nach der Abreise Ihres Herrn Sohnes meine Tochter ganz nachdenkend und ziemlich traurig sah, erinnerte ich mich gewisser Umstände und nahm an, oder errieth vielmehr, es sei Liebe im Spiele. Da nun diese Heirath alle Convenienzen der Stellung, des Alters, des Charakters und des Vermögens . . . des Vermögens besonders vereinigen würde . . ."

„Des Vermögens besonders?" versetzte mein Gebieter, Herrn Dufour unterbrechend, „Sie glauben?"

„Bei Gott! Herr Doctor, Sie fühlen wohl, daß ich, wenn Ihr Herr Sohn, unerachtet seiner Eigenschaften, seiner reizenden Talente und seines hübschen Gesichtes, nur die Kappe und den Degen hätte . . . daß ich nicht käme . . ."

„Mein Herr," sprach der Doctor, Herrn Dufour abermals unterbrechend, „ehe wir diese Unterredung fortsetzen, muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß ich meinem Sohne als ganze Erbschaft nach meinem Tode tausend Thaler Rente hinterlasse."

„Tausend Thaler Rente!" rief Herr Dufour.

„Doch wenn er sich verheirathet," fuhr der Doctor fort, „so gebe ich ihm diese tausend Thaler Rente als Mitgift . . . das ist Alles, was er von mir zu meinen Lebzeiten oder nach meinem Tode zu erwarten hat."

„Sie scherzen, Herr Doctor, Sie nehmen, wie Jedermann weiß, seit zwanzig Jahren mehr als hunderttausend Franken ein, und leben .... wie man mir gesagt hat ... Sie leben mit der ... mit der ... ehrenvollsten Sparsamkeit ... es ist *also unmöglich* ... daß ..."

„Ich nehme in der That wenigstens *hunderttausend* Franken ein, mein Herr; im letzten Jahre waren es sogar hundert und zwanzig tausend Franken und mehr."

„Ich hatte also Recht, Herr Doctor, wenn ich glaubte, daß Sie scherzten."

„Mein Herr," entgegnete der Doctor, „wenn Sie, ehe Sie hierher kamen, meinen Sohn über Ihren besonders auf die Convenienzen des Vermögens gegründeten Schritt um Rath gefragt hätten, so würde er Ihnen, wie ich nicht bezweifle, das mitgetheilt haben, was ich ihm sagte, als er das Alter der Vernunft erreichte."

„Und was sagten Sie ihm, Herr Doctor?"

„Hören Sie, mein Herr. „„Mein liebes Kind,"" sagte ich zu meinem Sohn, „„ich gebe Dir eine vortreffliche praktische Erziehung, sie eröffnet Dir mehrere ehrenvolle Laufbahnen; wenn Du arbeitest, kannst Du Deinen Lebensunterhalt reichlich gewinnen; doch da die Gesellschaft so beschaffen ist, daß es weder eine Gegenseitigkeit, noch ein brüderliches Verhältniß unter den Menschen gibt, und daß Du, so fleißig, so ehrlich Du auch sein magst, mein armes Kind, keine Hülfe von dieser stiefmütterlichen Gesellschaft zu erwarten hättest, falls eine Krankheit oder unvorhergesehene Ereignisse, Deine Arbeit unterbrechend, Dich der Armuth preisgeben würden, so werde ich Dir tausend Thaler Rente sichern; Du wirst auf diese Art, was auch kommen mag, der Nothdurft überhoben sein. Genügt Dir dieser Wohlstand nicht, brauchst Du Ueberfluß, Luxus, so magst Du ihn durch Deine Arbeit, durch Deinen Verstand gewinnen ... Jedem nach seinen Werken.

Ich, was mich betrifft, mein liebes Kind, trage meine väterliche Schuld dadurch ab, daß ich Dir die Erziehung gebe, die den Menschen macht, das Gewerbe, durch welches er nützlich wird, das Geld, das ihn über die Nothdurft und Abhängigkeit stellt: ein Vater ist seinem Sohne nicht mehr, nicht weniger schuldig.""

„Sehen Sie doch, Herr Doctor," rief Herr Dufour, „das sind allerdings an und für sich vortreffliche moralische Grundsätze, wie sie alle vermögliche Väter gegen ihre Kinder aussprechen und aussprechen müssen, um Sie vom Müßiggang abzubringen; doch im Grunde sind die Eltern stolz darauf, wenn sie ihren Kindern einen großen Reichthum hinterlassen, durch den diese leben können, ohne etwas zu thun, durch den sie das glücklichste Dasein der Welt haben."

„Mein Herr," sagte der Doctor lächelnd, „es liegt also darin, daß wir unsere Kinder zu Herren eines großen Vermögens machen, das sie nicht durch ihre Arbeit erworben haben, etwas so Empörendes, daß die auf ihren Reichthum eitelsten Väter gezwungen sind, ihren Kindern wenigstens aus Scham zu sagen, was ich meinem Sohne aus Pflicht und Ueberzeugung gesagt habe: Arbeite und zähle nicht auf eine reiche Erbschaft von mir."

„Aber was werden Sie denn mit dem ungeheuren Vermögen, das Sie besitzen, machen, wenn Sie Ihren Sohn enterben?" rief Herr Dufour.

„Ei! ei! mein Herr, hören Sie doch . . . Jeder hat seine kleinen Launen," sagte der Doctor mit einem spöttischen Tone.

„Sie gestehen also, Sie haben verborgene Läster," rief unwillkührlich Herr Dufour, auf das Aeußerste gebracht.

Der Doctor Clément lachte selten; doch bei dieser sonderbaren Anschuldigung brach er in ein so treuherziges Gelächter aus, daß ich Herrn Dufour von seinem Stuhle aufspringen hörte.

„Ich begreife Ihre Heiterkeit, mein Herr," versetzte Herr Dufour, „das Unschickliche der Worte, die mir entschlüpft sind, hat sie hervorgerufen; doch noch eine Frage . . . Sie lieben Ihren Herrn Sohn, Sie lieben ihn zärtlich . . . nun wohl! wenn er in meine Tochter verliebt wäre, wenn seine Heirath mit ihr sein Glück sichern würde, und dieses Glück nur um den Preis von einigen der Millionen . . . deren Sie ihn enterben wollen . . . stattfinden könnte!"

„Hierauf antworte ich Ihnen: entweder wird mein Sohn nicht geliebt, und dann liegt wenig daran, ob er Millionen hat oder nicht hat, oder er wird von Ihrer Tochter ebenso aufrichtig als uneigennützig geliebt, wozu hernach Millionen?"

„Wie? wozu? Ohne diese Millionen werde ich die Heirath nicht zugeben, Herr Doctor."

„Dann habe ich die Ehre, Sie zu versichern, daß Ihre Tochter, wenn sie meinen Sohn liebt, ihn trotz Ihres Widerspruchs heirathen wird."

„Ich enterbe sie, mein Herr."

„Was ist daran gelegen? Mein Sohn wird seine tausend Thaler Rente und seinen Platz haben; er und seine Frau werden im Wohlstande leben; wollen sie Ueberfluß, so nimmt mein Sohn die reichen Anträge an, die ihm im Auslande gemacht worden sind."

„Doch das ist precär, mein Herr; und wenn sie Kinder bekommen?"

„Mein Sohn wird Mittel haben, sie zu erziehen; dann erfüllen sie die Aufgabe, die von Gott Jedem auferlegt worden ist; sie werden arbeiten, wie es ihr Vater, wie es ihr Großvater gethan hat; ich spreche von mir, der ich in Holzschuhen nach Paris gekommen bin . . . Hienach, mein Herr," fügte der Doctor aufstehend bei, „hienach werden Sie mir erlauben, Sie zu verlassen . . . ich habe einige Consultationen zu geben . . ."

In Folge dieser Unterredung, worin sich die Weis-

heit meines Herrn und seine erleuchtete Zärtlichkeit für seinen Sohn in ihrer ganzen strengen Erhabenheit offenbarten, erinnerte ich mich unwillkührlich als eines Vergleichungspunktes des kläglichen Schicksals von Robert von Mareuil, dieses armen Opfers des durch die Erbschaft veranlaßten, unfruchtbaren Müßiggangs, so wie der nicht minder müßigen, nicht minder unseligen Erziehung des Vicomte Scipion, die mir ebenfalls eine traurige Zukunft zu weissagen schien.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Bestrafung.

Einige Erläuterungen über die Oertlichkeit sind nothwendig, um ein Ereigniß zu erklären, das im Hause meines Herrn vier Tage nach meinem Eintritte bei ihm vorfiel. Sein Schlafzimmer, das im ersten Stocke und über dem meinigen lag, war von seinem Cabinet durch einen ziemlich langen Corridor getrennt, der gleichfalls das Erdgeschoß durchlief und auf den sich meine Thüre öffnete; eine in der Mitte dieses Corridors ausmündende Treppe führte in den ersten Stock, und der Ruheplatz lag gerade vor der Thüre des Cabinets des Doctors; die Verbindung zwischen diesem Zimmer und dem meinigen war auch leicht und kurz.

Suzon, die alte Magd, schlief neben der Küche am anderen Ende des Corridors; ihre Fenster gingen auf den Garten. Als ich am Abend die Befehle meines Herrn für den andern Tag eingeholt hatte, begab ich mich in mein Zimmer, entschlossen, einen Theil der Nacht auf das Studium der deutschen Sprache

zu verwenden; der Doctor hatte meinen Wunsch, diese Sprache zu lernen, äußerst wohlwollend aufgenommen und mich versichert, er wäre selbst dabei interessirt, daß ich sie lerne, denn ich könnte ihm dann, wie er sagte, bei seinem Briefwechsel mit den auswärtigen Gelehrten sehr nützlich sein. Ein Professor war gekommen und hatte mir bereits zwei Stunden gegeben; bei meinem glühenden Eifer, mich zu unterrichten, war ich schon im Stande, mein Studium allein fortzusetzen.

Ich ging an die Arbeit.

Die Nacht war stürmisch, der Regen peitschte meine Fensterscheiben; in diesem alten, einsamen Quartier beherrschte kein Geräusch das Tosen des Windes, dessen Heftigkeit zuweilen die inneren Läden meines Fensters erschütterte.

Ein gutes Feuer brannte in meinem kleinen Kamin, ich fühlte mich für lange Zeit in einem gastfreundlichen, ruhigen Hause. Das Studium entzückte mich, ich empfand auch ein um so tieferes Wohlbehagen, als ich mir darin gefiel, daß ich mich mit einer gewissen schwermüthigen Befriedigung meiner schlimmen Tage erinnerte: furchtbarer Tage, wo ich so grausam durch die Armuth, durch die Kälte, durch den Hunger gelitten hatte, wo ich, dem Drängen des Cul-de-jatte nachgebend, an einem furchtbaren Abgrunde hingestreift war; . . . ich erinnerte mich jener furchtbaren Winternacht, wo ich, des Leidens müde, mich in den Keller eines halb gebauten Hauses legte und den Tod erwartete, den ich mir nicht geben wollte.

Wenn ich mein gegenwärtiges Schicksal mit dieser unseligen Vergangenheit verglich, so erfüllten ganze Wogen der Dankbarkeit und Rührung mein Herz; ich fühlte ein unaussprechliches Glück, indem ich daran dachte, daß ich ohne die strengen Lehren von Claude Gérard, die sich noch durch meinen religiösen Cultus für Regina gekräftigt hatten, gefallen wäre, wie so viele andere verlassene Menschen.

Es mochte ungefähr Mitternacht sein, besiegt durch den Schlaf, legte ich mich nieder, nachdem ich zuvor mein Licht ausgelöscht und meine Vorhänge hermetisch geschlossen hatte; ich entschlummerte, gleichsam eingewiegt durch das Geräusch des Sturmes, der außen tobte; mein letzter Gedanke war ein Gedanke tiefen Mitleids für diejenigen, welche sich während dieser stürmischen Nacht ohne Obdach fanden, wie ich einst gewesen war.

Ich weiß nicht, wie lange ich schlief, als ich durch ein Gefühl scharfer Kälte erweckt wurde. Ich setzte mich auf und schob meine Vorhänge zurück. Der schwankende, blasse Reflex eines dem Hause gegenüber hängenden Scheinwerfers sandte eine schwache Helle in mein Zimmer, denn zu meinem großen Erstaunen sah ich mein Fenster offen; der Regen fiel fortwährend in Strömen und der Wind toste mit voller Wuth; ich glaubte am Abend die Läden meines Fensters schlecht geschlossen zu haben und dachte, sie hätten der Heftigkeit des Windes nachgegeben; ich wollte aufstehen, um sie zu schließen, als ich, immer mehr erstaunt, bemerkte, daß meine Thüre auch offen war. Von einem gewissen Schrecken ergriffen, zog ich in Eile ein Kleid an, horchte und es kam mir vor, als hörte ich Jemand vorsichtig in dem Corridor gehen, auf den sich mein Zimmer öffnete, während er zugleich durch die Treppe nach dem Cabinet meines Herrn führte.

Plötzlich blinkte ein ziemlich lebhafter Schimmer durch eine Spalte meiner Thüre . . . ich stürzte hinaus, stieß aber auf der Schwelle auf einen Mann in einer Blouse; die Blendlaterne, welche er trug, erlosch, eine kräftige Hand packte mich an der Gurgel und schob mich heftig in mein Zimmer zurück; dann fühlte ich die Spitze eines Messers auf meiner bloßen Brust, und eine Stimme sprach zu mir:

„Wenn Du Dich rührst, bist Du des Todes!“

„Bamboche!“ rief ich, denn ich erkannte die Stimme

meines Jugendgefährten und unterschied unbestimmt seine Züge bei den bleichen Reflexen des Scheinwerfers, welche durch das offene Fenster eindrangen.

„Martin!“ rief Bamboche, einen Schritt zurückweichend; „es lag Jemand in diesem Bett ... das warst Du!“

„Woher kommst Du? Was hast Du gethan?“ sagte ich, von jähem Schrecken erfaßt, ganz leise.

„Du hier! ... Du befindest Dich wohl? ... das ist gut ... ah! ich bin zufrieden,“ sagte Bamboche mit bewegter Stimme.

„Du hast meinen Herrn bestohlen!“

„Nun wohl, ja,“ erwiederte er entschlossen. „Und was hernach?“

„Meinen Herrn!“ rief ich nach einer kurzen, angstvollen Ueberlegung, indem ich durch die Thüre dringen wollte, „Du hast ihn vielleicht getödtet!“

„Nein; er hat nichts gehört,“ sagte Bamboche, indem er sich meinem Weggehen widersetzte; „ich habe Niemand gesehen, ich schwöre es Dir bei unserer Freundschaft.“

Ich glaubte ihm, sein Ton kam mir wahr vor.

„Du ... stehlen ...!“ sagte ich voll Entrüstung.

„Ich habe Dich nicht bestohlen ...“

„Meinen Wohlthäter.“

„Das ist nicht so schlimm ... es bleibt ihm noch genug ... ich habe nur eine Hand voll Bankbillets genommen.“

„Aber stehlen ist schändlich.“

„Stille doch!“

„Stehlen ist feig! und Du hast Herz!“

„Genug der Moral.“

„Bamboche, Du kommst mit diesem Gelde nicht von hier weg.“

„Ah bah!“

„Im Namen unserer Freundschaft ...“

„Mich hungert . . . und ich habe ein Kind, das auch hungert."

„Du?"

„Ja . . . eine kleine Tochter . . . Als ich Dich bei Claude Gérard aufsuchte, wohnte ich in einem Wirthshause der benachbarten Stadt . . . daneben war der Garten eines Irrenhauses . . ."

„Und dort," rief ich voll Schrecken, indem ich mich des Halbgeständnisses von Claude Gérard erinnerte; „und dort sahst Du eine junge, hübsche Frau?"

„Sie machte mir Zeichen, ich wußte nichts von ihrem Wahnsinn . . . ich war etwas betrunken . . . Doch, woher weißt Du?"

„Ah! das ist furchtbar!"

„Kurz, es ist geschehen," versetzte Bamboche mit dumpfem Tone; „vor vierzehn Tagen habe ich die Frau wieder gesehen . . . ich entführte das Kind . . . meine Tochter . . . ich bin ohne einen Sou, für sie stehle ich."

„Dieses Brod . . . Deiner Tochter . . . nie!"

„Ich habe keine andere Wahl."

„Doch . . ."

„Wie?"

„Werde Soldat . . . reise . . . mein Herr wird für Dein Kind sorgen . . . das schwöre ich Dir . . . und für Dich auch . . . später, er wird Mitleid haben . . . doch keinen Diebstahl."

„Ich habe das Geld . . . das ist sicherer . . . ich behalte es."

„Trotz meiner Bitte?"

„Ja."

„Trotz unserer Freundschaft?"

„Ja."

„Trotz meiner . . . Bruder," sagte ich mit ersticktter Stimme, indem ich ihn bei der Hand nahm und unwillkührlich in Thränen zerfloß.

Bamboche bebte, zögerte einen Augenblick und antwortete dann:

„Nun wohl, ja, trotz Deiner."

„So stoße mich nieder!"

„Und Du," versetzte er mit einer mißtrauischen Miene, „rufe doch: Diebe!"

Plötzlich hörte ich durch das offene Fenster in einiger Entfernung auf der Straße das gewichtige, regelmäßige Geräusch des Marsches einer Nachtrunde, welche sich näherte.

„Eine Patrouille," rief ich, „sie kommt!"

„Du hast nun die Gewalt . . ." sagte Bamboche mit einem abscheulichen Lächeln, als er mich an das Fenster laufen sah.

Ich schloß es hastig.

Einige Secunden nachher sahen wir in der Dunkelheit der Straße die Flinten der Soldaten glänzen; sie gingen langsam vorüber. Bald verlor sich das Geräusch ihrer Tritte in der Ferne unter dem Pfeifen des Sturmwindes.

„Martin," rief Bamboche, als ich zu ihm zurückkam, „ich habe an Dir gezweifelt . . . verzeih und nimm meinen Dank für meine kleine Tochter."

„Warte . . ." erwiederte ich voll Bitterkeit, „warte, um Dich zu flüchten, bis die Patrouille ferne ist . . . Alles schläft noch im Hause . . . Du kannst mit dem, was Du gestohlen hast, fliehen . . . fürchte Dich nicht, es wird keine Anzeige gegen Dich übrig bleiben . . ."

„Wie Du mir das sagst, Martin . . ."

„Für meine Person wird das schwierig sein," fuhr ich fort. „Mein Herr weiß, daß ich den Ort kenne, wo er sein Geld verschließt . . . ich bin erst seit Kurzem hier . . . man wird nur mich beschuldigen . . . ich zeige Dich nicht an . . . Du weißt es . . . denn ich halte die der Freundschaft geleisteten Schwüre."

„Martin . . ."

„Ich werde für den Dieb gelten . . . Ich hatte

eine Schuld der Dankbarkeit an Dich abzutragen . . . ich bezahle Dich, gehe."

„Martin, Du verachtest mich."

„Mein Herr kann aufwachen . . . gehe!"

„Höre mich . . ."

„Willst Du uns Beide ins Verderben stürzen? . . . Gehe, wir sind quitt!"

„Du hältst mich also für sehr feig!" rief Bamboche, und schleuderte das Päckchen mit den Bankbillets, die er gestohlen hatte, zu meinen Füßen.

Ich wollte mich eben in die Arme meines Jugendfreundes werfen, da vernahmen wir plötzlich dumpfe, rasche Tritte über uns, in dem Zimmer meines Herrn, als verfolgte dieser hastig irgend Jemand, und wir hörten ihn mit aller Gewalt schreien:

„Diebe! . . . Diebe!"

Als ich: „Diebe! Diebe!" schreien hörte, rief ich:

„Bamboche! Du warst also nicht allein?"

„Nein . . . der Cul-de-jatte ist oben geblieben, um sich die Taschen zu füllen . . . man hatte ihm den Diebstahl angegeben."

„Wer?"

„Der Bediente, dessen Stelle Du einnimmst."

Ich begriff nun die Bedeutung des Planes, den ich in dem Schreibtische in meinem Zimmer gefunden hatte.

Das Geschrei verdoppelte sich und kam immer näher.

„Es ist die Stimme meines Herrn . . . er kann in Gefahr sein, rette Dich, Bamboche!" rief ich.

Und ich stürzte nach der Thüre, während Bamboche mit einem Sprung nach dem Fenster eilte und dieses öffnete.

Ich hatte kaum zwei Schritte im Corridor gemacht, als der entfliehende Cul-de-jatte mit aller Gewalt an mich anprallte. Ich umfaßte seinen Leib; doch die Furcht, verhaftet zu werden, verdoppelte seine Kräfte,

er machte sich von mir los und drängte mich heftig in mein Zimmer zurück. Ich stieß mich an einem Geräthe, stolperte und rief um Hülfe.

„Ah! Du schreist," sagte der Cul-de-jatte, und warf sich hastig auf mich; ich sah die Klinge seines Messers glänzen und beinahe in demselben Augenblick fühlte ich einen schweren Stoß in der Schulter, worauf eine scharfe Kälte folgte. Nichtsdestoweniger gelang es mir noch, meinen Gegner in dem Augenblick zusammenzupressen, wo Bamboche mit dem Ausruf: „Halt, alter Schurke!" auf ihn stürzte.

Der Bandit sank so gewichtig auf mich, daß ich mit ihm auf den Boden rollte, und ich hörte die Stimme von Bamboche, welcher mir zurief:

„Sage, Du habest ihn getödtet . . . vergiß mein Töchterchen nicht . . . ich werde Dir die Adresse schicken . . . hebe die Bankbillets auf; lebe wohl, Bruder."

Und mit einem Sprunge verschwand Bamboche durch das offene Fenster.

Er war kaum entflohen, und ich machte mich eben mit Mühe von dem Drucke des mit dem Tode ringenden Cul-de-jatte los, als mein Zimmer hell durch den Doctor Clément erleuchtet wurde, der in der einen Hand ein Licht, in der andern ein Jagdmesser haltend, eintrat; einige Secunden nachher kam auch Suzon, die sich in der Eile angekleidet hatte, mit einer Kerze herbei.

„Mein armer Martin, Du bist verwundet!" rief mein Herr, als er mich ganz blutig aufstehen sah.

„Er hat sich mit dem Diebe geschlagen und ihn getödtet," sprach Suzon voll Schrecken bei dem Anblick des Leichnams.

Ehe ich antworten konnte, eilte der Doctor auf mich zu, zerriß das Hemd auf der Stelle, wo es blutig war, beschaute die Wunde und rief:

„Gott sei Dank, die Klinge ist auf dem Knochen

abgeglitscht . . . Deine Wunde ist von keiner Bedeutung, mein muthiger Martin."

Und der Greis drückte mich an sein Herz.

„Welch ein Glück, daß ihm kein Leid geschehen ist!" sagte Suzon die Hände faltend; dann wich sie erschrocken über ein plötzliches Zittern der Glieder des Cul-de-jatte zurück und rief:

„Herr, nimm Dich in Acht, der Räuber rührt sich noch."

„Er?" sagte der Doctor, während er prüfend das Gesicht des Cul-de-jatte anschaute, welcher auf dem Rücken lag und zweimal den Kiefer in Folge einer letzten convulsivischen Bewegung öffnete, „er hat keine zwei Minuten mehr zu leben."

Es kam in der That eine Art von hohlen Röcheln aus der Brust des Banditen mit seinem letzten Hauche hervor; ein blutiger Schaum röthete seine Lippen und er versank in die Unbeweglichkeit des Todes.

Betäubt, vom Schwindel befallen, in Folge dieser furchtbaren Scene, war ich genöthigt, mich auf den Rand meines Bettes zu setzen.

„Verzeihen Sie, Herr," sagte ich zu dem Doctor; „doch die Aufregung . . . die Erschütterung."

„Herr, sieh doch dieses Päckchen Bankbillets," sagte Suzon, indem sie die von Bamboche zurückgelassene beträchtliche Summe aufhob . . . „sieh all das Gold, das aus der Tasche des Bösewichts gefallen ist; . . . man müßte ihn durchsuchen . . . ich wage es nicht . . ."

„Suzon," sagte der Doctor rasch, „ziehe doch an der Klingel, welche mit der Loge des Portier vom Nachbarhause in Verbindung steht . . . ich habe dieses Lärmzeichen im ersten Augenblick meines Erwachens vergessen."

„Es ist wahr, wir dachten nicht daran," erwiederte Suzon, und verschwand eiligst.

„Nimm, mein braver Junge," sagte mein Herr, indem er mich unterstützte und ein Glas Wasser meinen Lippen näherte, „trink ein wenig, erhole Dich . . . ich werde Deine Wunde sogleich verbinden . . . sei unbesorgt . . . es wird nichts sein . . . In Erwartung der Rückkehr von Suzon will ich indessen Deine Wunde immerhin verstopfen."

„Oh! Sie sind gut, Herr!"

„Du läßest Dich tödten, um es zu verhindern, daß man mich bestiehlt, und sprichst mir von Güte," sagte der Doctor, während er meine Wunde verstopfte. „Doch wie ist dieses Unglück gekommen?"

„Herr," antwortete ich ein wenig zögernd, denn ich war im Begriff, zu lügen, wollte aber Bamboche nicht gefährden, „ich hatte mich niedergelegt . . . und war, nachdem ich meine Vorhänge geschlossen, in tiefen Schlaf versunken . . . eine scharfe Kälte weckte mich . . . da erst sah ich, daß mein Fenster offen war."

„Und Du hattest nichts gehört?" sagte der Doctor, indem er den Kopf nach den Läden umwandte, in deren Nähe mein Bett stand, und dieselben aufmerksam betrachtete. „Das ist ganz einfach, der Elende hat die Scheibe von außen durchschnitten und mit Hülfe der Werkzeuge seines Gelichters ein Oeffnung in den Laden gemacht, durch die er den Arm streckte, um das Fenster zu öffnen . . . In Deinem ersten Schlafe mußtest Du in der That nichts hören."

„Nichts, Herr . . . und in dem Augenblick, wo ich sehr unruhig aufstand, vernahm ich Ihr Geschrei."

„Als er aus meinem Cabinet herausging, stieß sich der Dieb im Corridor und warf einen Schrank um. Erweckt durch das Geräusch, stand ich auf . . . ich nahm mein Licht, öffnete meine Thüre, sah einen Menschen im Gang fliehen, ergriff eine Waffe, verfolgte ihn in aller Eile und schrie: Diebe!"

„Sobald ich Sie hörte, Herr, stürzte ich in den Corridor, bewaffnet mit einem Dolche; ich wollte den

Banditen festnehmen: in unserem Kampfe stach er nach mir . . . ich erwiederte seinen Stoß und tödtete ihn."

„Der Elende mußte die Gelegenheit des Hauses kennen . . . er wird gewußt haben . . . daß ich meinen Bedienten . . . weggeschickt . . . und hat wohl . . . geglaubt . . . Niemand . . . schlafe hier."

„Mein Gott, Herr!" rief ich, als ich hörte, daß mein Herr beständig stockend sprach, und sah, daß seine Züge, mit einer Leichenblässe bedeckt, das Gefühl eines lebhaften Schmerzes ausdrückten, „Herr, was haben Sie?"

„Nichts, nichts," erwiederte der Doctor, stützte sich aber nichtsdestoweniger mit einer Hand auf das Kopfbrett meines Bettes, während er mit seiner andern Hand nach seinem Herzen fuhr, als hätte er ein scharfes Leiden empfunden.

„Es ist nichts . . . sage ich Dir . . ." sprach er mit einer immer mehr gepreßten Stimme, „die heftigen Gemüthsbewegungen sind mir schädlich; . . . und . . . dieser Diebstahl . . . dieser Mord . . . Du begreifst . . . doch," fügte er bei, indem er eine gewaltige Anstrengung gegen sich selbst zu machen schien: „doch ich werde immer noch Zeit haben, Dich zu verbinden . . . Zum Glück kommt hier Suzon."

Suzon kehrte in der That, begleitet von zwei Männern, dem Portier des Nachbarhauses und seinem Sohne, zurück.

„Suzon . . . geschwinde . . . meine Verbandschachtel," rief mein Herr, „ich fühle mich unwohl, doch ich werde Zeit haben, einen ersten Verband auf die Wunde dieses würdigen Burschen zu legen."

Und seine heftigen Schmerzen mit einem wahren Heldenmuthe überwindend, verband mein Herr, obgleich er dreimal inne zu halten genöthigt war, meine Wunde mit fester Hand; doch kaum hatte er dieses Geschäft beendigt, als er von einer so heftigen Krise befallen wurde, daß man ihn in sein Zimmer tragen mußte.

Sobald er im Bette lag, sagte er mit erloschener Stimme zu mir, denn ich hatte ihn begleiten wollen:

„Schreibe meinem Sohn, er möge nach Empfang dieses Briefes hierher kommen . . . Suzon wird Dir seine Adresse geben . . . Ich will meinen vielgeliebten Just noch einmal sehen . . .“

„Wie, Herr?“ rief ich, erschrocken über den Ton, mit dem der Doctor die letzten Worte sprach, „Sie befürchten . . .“

Er unterbrach mich und sagte traurig lächelnd:

„Ich zählte noch auf einige Monate; doch die lebhaften Gemüthsbewegungen . . . und ich hatte seit einigen Monaten viele dergleichen, rückten, glaube ich, die Frist bedeutend vor . . . Schreibe also sogleich an meinen Sohn.“

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein guter Platz.

Ich bemerkte bald mit einem schmerzlichen Erstaunen, daß der Zustand des Doctor Clément sich verschlimmerte; seine Züge veränderten sich immer mehr; doch inmitten seiner heftigen Schmerzen verließ ihn seine Heiterkeit nicht; es beunruhigte ihn nur der Gedanke, ob sein Sohn frühe genug ankommen würde, um seine letzte Umarmung zu empfangen.

Ich hielt meinen Herrn für unfähig, von seinem nahe bevorstehenden Ende zu sprechen, ohne daß er hievon überzeugt gewesen wäre; dennoch konnte ich mich nicht darein fügen, die Wirklichkeit seiner finsteren Ahnungen zuzugeben; weniger ungläubig als ich, verbarg

die alte Magd ihre Traurigkeit keines Weges. Gegen Abend hatte der Doctor eine sehr schmerzliche Krise, während welcher er des Bewußtseins beraubt zu sein schien. Auf diese Krise folgte eine vorübergehende Ruhe; er nahm einen Trank, dessen Bereitung er seiner Dienerin angab, und entschlummerte.

Allein an seinem Bette, betrachtete ich dieses ehrwürdige, stets sanfte, friedliche, obgleich hinwelkende Antlitz; bei dem Anblick dieses durch das Wissen und den Verstand so mächtigen, durch das Herz so großen Mannes, der nun erlosch, blutete mein Inneres. Viel armseliger ausgestattet, als das, welches ich inne hatte, schien das Zimmer, worin er lag, für die Uneigennützigkeit dieses Mannes zu zeugen, der, nachdem er Millionen gewonnen, in einer erhabenen Armuth sterben sollte.

Gegen zehn Uhr Abends erwachte der Doctor, wandte seinen Kopf gegen mich um und fragte:

„Wie viel Uhr ist es?"

„Bald zehn Uhr, Herr."

„Ich habe Dich oft nach der Stunde gefragt, nicht wahr?"

„Ja, Herr."

„Ein schlechtes Symptom . . . man bekümmert sich um so mehr um die Dauer der Zeit, je weniger man noch davon auszugeben hat . . . ich habe das immer bei denjenigen bemerkt, deren Leben erlischt . . . Nun! ich werde meinen vielgeliebten Just nicht mehr sehen; er kann kaum übermorgen hier sein, und bis dahin lebe ich in keinem Fall mehr . . . Wir haben uns so oft mit einander über meine letzte Stunde besprochen, um uns an den Gedanken dieser Abwesenheit zu erinnern, daß unser Abschied nichts Peinliches gehabt hätte . . . Es soll nicht sein!" fügte er mit einem Seufzer der Resignation bei.

„Herr," sagte ich, „Sie werden Ihren Sohn sehen . . . Sie täuschen sich . . ."

Der Doctor theilte meine Hoffnung nicht und erwiederte:

„Sprechen wir von etwas Anderem ... Du fühlst wohl, mein würdiger Junge, daß ich Dich nicht aus einer beinahe verzweifelten Lage gerissen habe, um Dich nach meinem Tode in dieselbe zurückfallen zu lassen; Du bist verständig, ehrlich, muthig, Du hast die Erfahrung des Unglücks ... die beste der Lehren, ich werde Dein Loos sichern.“

„Herr ...“

„Nicht, damit Du müssig bleibst, der Müssiggang entsittlicht, doch Du wirst das Mittel haben, zu einer ehrenvollen Laufbahn zu gelangen ... In Deinem Alter, mit Deiner Liebe zur Arbeit, wirst Du durchdringen ... Fühlst Du irgend einen entschiedenen Beruf in Dir?“

„Herr ...“ versetzte ich zögernd.

„Das Dienstbotenverhältniß sagt Dir nicht zu, wenigstens so, wie die Sache leider behandelt und verstanden wird; denn meiner Ansicht nach müßte der Diener einen Theil der Familie bilden und auch bei diesem Stande sind große Reformen hervorzurufen. Oh! die Zeit, die Zeit!“ rief er mit einem Ausdruck schmerzlichen Bedauerns; dann fügte er bei: „Kommen wir auf Dich zurück.“

„Ich weiß, daß ich nie einen Herrn finden werde, wie Sie ... doch ...“

„Du möchtest gern noch dienen ...“ sagte der Doctor, indem er mich erstaunt anschaute.

„Ja, Herr, aber ...“

„Aber?“

„Es gibt nur eine Person in der Welt, bei der ich gern dienen möchte.“

„Bei wem? Bei meinem Sohn vielleicht?“

„Nein, Herr ... obwohl ich den ganzen Adel seines Herzens kenne.“

„Wem möchtest Du denn dienen?“

„Herr, bewilligen Sie mir eine Gnade.“

„Sprich.“

„Haben Sie hinreichend Zutrauen zu mir und versprechen Sie mir, mich nicht über die Gründe meiner Bitte zu fragen . . . diese Gründe sind ehrenvoll, rein, das schwöre ich Ihnen.“

„Ich glaube Dir . . . und werde sie ehren.“

„Nun wohl, Herr, wenn ich eines Tags durch irgend ein Ereigniß von Ihnen getrennt werden sollte, so würde ich Sie anflehen, mich durch Ihre Protection in den Dienst . . .“

„Vollende!“

„Der Prinzessin von Montbar zu bringen.“

Anfangs beinahe versteinert bei diesen Worten, schien mein Herr sofort eine so unerwartete Freude darüber zu empfinden, daß ich ihn ebenfalls erstaunt anschaute.

„Die Gedanken treffen oft wunderbar zusammen,“ sprach er mit einer nachdenkenden Miene.

„Wie so, Herr?“

„Wenn ich geahnet hätte, Du könntest, statt die Unabhängigkeit anzunehmen, die ich Dir bot, daran denken, irgend Jemand zu dienen, so hätte ich es mir als ein Opfer von Dir erbeten, daß Du bei Frau von Montbar in den Dienst treten mögest.“

„Wahrhaftig! Herr!“

„Du kennst Sie?“

„Herr . . .“

„Diese Frage ist mir entschlüpft . . . es wird die letzte sein . . . Nun wohl! mägst Du sie persönlich kennen oder nicht kennen, Frau von Montbar ist das beste, das edelste Geschöpf auf Erden . . . und da sie eine große Gefahr früher oder später bedrohen kann, so beurtheile, wie glücklich ich bin, einen Diener, wie Du bist, bei ihr zu wissen . . .“

„Sollte die Prinzessin bedroht sein?“

„Doch Du wirst über ihr wachen, denn zum Glück wird es Dein Dienst heischen, daß Du immer, immer da bist.“

„Oh! ja, immer!“ rief ich. „Aber was kann die Prinzessin bedrohen?“

Nach kurzem Stillschweigen antwortete mein Herr:

„Die Unglücksfälle, welche Frau von Montbar bedrohen, sind verschiedener Art . . . eine bewunderungswürdige Tochter, hat sie die Zuneigung ihres Vaters verloren; eine liebende, ergebene Gattin, wird sie, wie ich befürchte, unwürdig von ihrem Gatten getäuscht. Der Kummer führte sie dem Grabe zu, als sie sich vor zwei Monaten gegen den Schmerz anstemmte. Ihr Stolz empörte sich gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals; seit jener Zeit heuchelt sie Ruhe, Heiterkeit, Liebe zu den Vergnügungen; doch ich kenne sie, dies Alles lügt . . . sie sucht sich zu berauschen, um grausamen Leiden zu entgehen; ihre Schönheit scheint glänzender als je; aber mir kam Regina schön in der äußersten Schönheit derjenigen vor, welche das Unglück bald treffen soll.“

„Himmel! Herr, was sagen Sie?“

„Gegen diese Uebel vermagst Du nichts, doch es gibt eine materielle, nahe bevorstehende Gefahr, vor der Du die Prinzessin vielleicht gerade durch Deine Stellung als Dienstbote bewahren kannst.“

„Oh! sprechen Sie, sprechen Sie, Herr!“

„Es ist ein Mensch von unbezähmbarem Charakter, von eisernem Willen, von seltener Energie, von unermeßlichen Reichthümern . . . dieser Mensch ist zu Allem fähig . . . sogar zu Aufopferung seines Lebens, um seine Leidenschaften oder seinen Haß zu sättigen . . . seinen Haß besonders . . .“

„Und dieser Mensch? . . .“

„Wurde in dem verwundet, was es Empfindlichstes bei einem Manne von seinem Schlage gibt . . . in

seinem Stolze . . . Er hatte um die Hand von Fräulein von Noirlieu gebeten."

Ich bebte; der Name des Grafen Duriveau kam mir auf die Lippen; der Greis fuhr, ohne meine Erschütterung zu bemerken, fort:

„Zweimal wurde dieser Mann verächtlich von Fräulein von Noirlieu zurückgewiesen, eine Zurückweisung, welche um so blutiger für ihn war, als dieses stolze, muthige Mädchen dieselbe auf eine harte Weise motivirte. Hievon rührt der unversöhnliche Haß des Elenden her . . . Vor wenigen Tagen habe ich aus sicherer . . . nur zu sicherer Quelle erfahren, daß bei der Verheirathung von Fräulein von Noirlieu mit dem Prinzen von Montbar, der Mensch, von dem ich mit Dir spreche äußerte: „„Fräulein von Noirlieu hat mich frech verachtet . . . ich werde mich um jeden Preis an ihr rächen . . .““ und leider naht wahrscheinlich die Stunde seiner Rache, denn kürzlich sagte er: „„Meine Rache nimmt ihren Fortgang!““ Dieser Mensch heißt Graf Duriveau."

„Ich werde seinen Namen nicht vergessen, Herr."

„Nimm Dich in Acht! . . . Um zu seinem Ziele zu gelangen, ist er fähig, zu allen Mitteln zu greifen, zu den niedrigsten, zu den lichtscheuſten, zu den teuflischsten, besonders zu diesen: er ist im Stande, die Bedienten zu bestechen, vielleicht eine Kreatur von sich in das Haus der Prinzessin zu bringen, diese unglückliche Frau in eine furchtbare Falle zu locken . . . was weiß ich? Stelle Dir vor, was die schwärzeste, die unbarmherzigste, und man muß sagen, die am Unerschrockensten schlechte Seele zu ersinnen und anzuspinnen vermag, und Du wirst noch unter der Wirklichkeit sein."

„Das ist ein Ungeheuer!" rief ich.

„Es ist ein Ungeheuer . . . und weil dieser Mensch gräßlich gefährlich für die Prinzessin sein kann, so sterbe ich glücklich, da ich Dich bei ihr . . . im Schooße ihres Hauses weiß. Beobachte, spähe, horche, wache, frage,

mißtraue Allem, was Dir verdächtig vorkommt, mißtraue auch dem, was Dir unschuldig scheint, denn der Haß dieses Mannes wird alle Larven annehmen, wird alle Schleichwege gehen, um zu seinem Ziele zu gelangen . . . Deine Wachsamkeit ermüde nicht einen Augenblick . . . und ich weiß nicht, welches Vorgefühl mir sagt, daß Du vielleicht diese engelische Frau von einer großen Gefahr retten wirst."

„Aber Herr, haben Sie wenigstens die Prinzessin auf die Gefahr, die sie läuft, aufmerksam gemacht?"

„Ja . . . doch in ihrem muthigen Stolze lachte sie über meine Befürchtungen und sagte dabei, sie finde eine Art von kühnem Vergnügen darin, daß sie dem Hasse dieses Menschen trotze . . . Erschrocken über eine solche geringschätzende Sorglosigkeit, wollte ich den Prinzen davon in Kenntniß setzen . . . aber die Prinzessin von Montbar bat mich, die ganze Sache vor ihrem Gemahl geheim zu halten."

„Das ist seltsam, nicht wahr, Herr?"

„So seltsam, daß ich in dem Interesse der Prinzessin keine Rücksicht darauf nehmen wollte . . . doch ihre Bitten wurden nun so dringend, sie rief so heilige Interessen an . . ."

Ich betrachtete den Doctor voll Erstaunen, er erklärte sich nicht weiter und fuhr fort:

„Kurz, ihr Flehen war so kräftig, daß ich ihr bei meiner Ehre versprach, dem Prinzen nichts zu sagen."

„Mein Herr, ich bin nur wenig in meiner Lage, doch Frau von Montbar wird keinen ergebeneren, keinen wachsameren Diener haben, als mich; ich besitze nichts, als mein Leben . . . doch mein Leben gehört ihr."

„Ich fühle mich auch ruhiger . . ."

„Aber sage mir," fragte sodann mein Herr, „kennt Dich die Prinzessin schon? Ich muß das wegen der Form meiner Empfehlung wissen."

„Ich bin der Prinzesssin völlig fremd, unbekannt."

„Und Du weihst Dich ihr so muthig? . . . Sei

unbesorgt, habe nicht bange, ich werde Dein Geheimniß nicht zu ergründen suchen."

Und nach kurzer Ueberlegung fuhr der Doctor fort:

„So ist es . . . ich werde der Prinzessin schreiben und meinen Sohn beauftragen, ihr den Brief zu übergeben. Regina, dessen bin ich gewiß, wird dem letzten Willen eines alten Freundes entsprechen und Dich in ihren Dienst nehmen."

„Ihr Sohn, Herr!"

„Ja . . . ich hinterlasse auf diese Art Frau von Montbar zwei ergebene Beschützer, welche ihre Sorge für sie in ihren verschiedenen Sphären üben werden."

„Ihr Herr Sohn kennt die Prinzessin schon?"

„Oft habe ich mit ihm von ihr gesprochen, er hat sie durch mich lieben, achten gelernt. Sie hörte mich ihrerseits oft von meinem Sohn mit der ganzen Zuneigung sprechen, die er verdient; die Prinzessin hat mich auch seit ihrer Verheirathung wiederholt gebeten, ihr Just vorzustellen. „„Nein, mein Vater,"" sagte er heiter, als ich ihm den Wunsch von Regina mittheilte. „„Ich würde mich wahnsinnig in die Prinzessin verlieben; warte, bis mein Herz anderswo gefesselt ist, dann werde ich sie ungestraft sehen."" Ich erzählte diese Tollheit Frau von Montbar; sie lachte viel darüber; sie lachte damals, doch zu dieser Stunde, wo es sich um ernste Interessen handelt, wird mein Sohn begreifen, was Heiliges in der Sendung liegt, die ich ihm hinterlasse und schriftlich auseinandersetzen werde . . . wenn ich die Kraft dazu habe."

Der Greis, dessen Stimme immer schwächer geworden war, schien ermüdet durch seine Unterredung und versank in eine Art von Betäubtheit.

Unwillkührlich brach mein Herz.

So stolz, so glücklich ich gewesen wäre, allen Demüthigungen zu trotzen, um im Dunkeln das Werk meiner unbekannten Ergebenheit zu vollführen, doch

unter der Bedingung, es allein zu vollführen, ebenso sehr litt ich bei dem Gedanken, diese edle Aufgabe mit dem Sohne meines Herrn zu theilen, der, glänzend durch alle äußeren Vortheile, begabt mit seltenen Eigenschaften des Geistes und des Herzens, zu einem freundschaftlichen, innigen Verhältniß mit Regina zugelassen werden mußte, während ich meine Allen unbekannte Sendung verfolgte.

Ich gestehe zu meiner Schande, einen Augenblick beherrscht durch diese niedrigen, eifersüchtigen Gedanken, hatte ich die Feigheit, vor meinem ersten Entschlusse zurückzuweichen, eine doppelt unwürdige Feigheit, denn die Gefahren von Regina schienen sich zu vermehren... aber diese hassenswerthe Schwäche hätte beinahe in mir jedes edle Gefühl erstickt; ich war auf dem Punkte, meinem Herrn zu gestehen, ich leiste auf mein Vorhaben Verzicht, indem ich weder genug Muth, noch genug Tugend zur Verfolgung desselben besitze.

Glücklicher Weise ging ich nach schmerzlichen Anstrengungen siegreich aus diesem Kampfe hervor und sagte, indem ich mich an den Doctor wandte:

„Herr, noch eine Bitte."

„Sprich . . ."

„Ich beschwöre Sie, haben Sie die Güte, Ihrem Herrn Sohne nicht mitzutheilen, unter welchen sonderbaren Umständen ich in den Dienst von Frau von Montbar eintrete."

„Warum?"

„Aus Gründen, deren Bedeutung ich allein zu würdigen vermag, die jedoch vollkommen ehrenhaft sind. Wollen Sie Ihrem Herrn Sohn verbergen, daß ich, wenigstens was meine, ich schwöre Ihnen, sehr uneigennützige Ergebenheit betrifft, über der Lage stehe, in welche ich mich mit einem Gefühle des Glückes füge."

„Du wünschest also?"

„Daß Ihr Herr Sohn in mir nur einen ehrlichen

Diener sieht, für den Sie sich interessiren, und dem Sie einen guten Platz bei der Prinzessin sichern wollen."

„Dein Geheimniß gehört Dir, es wird mir heilig sein . . . In jedem Fall hätte ich meinem Sohne ohne Deine Einwilligung kein Wort von dem, was Du mir anvertraut hast, gesagt . . . Ich werde ihn also bitten, oder vielmehr," sprach der Greis, indem er sich mit einem schwermüthigen Tone verbesserte, „ich werde ihm sogleich in den Ausdrücken, die Du wünschest, in Beziehung auf Deine Person schreiben . . . und . . ."

Der Doctor Clément konnte nicht vollenden: die Thüre seines Zimmers wurde ungestüm geöffnet und der Kapitän Just erschien.

Bei dem unerwarteten Anblicke des Kapitäns richtete sich der Doctor in seinem Bette auf und rief: „Mein Sohn!" während sein entfärbtes Gesicht einen unbeschreiblichen Ausdruck scharfen Leidens und zugleich mächtiger Freude annahm . . . denn wenn ihm auch diese plötzliche tiefe Erschütterung einen letzten, furchtbaren Schlag beibrachte, so triumphirte doch das unverhoffte Glück, seinen Sohn wiederzusehen, über den materiellen Schmerz.

Als der Kapitän bei seinem Vater eintrat, war sein Antlitz lächelnd, freudig, glühend; er wußte durchaus nichts; eine Unterbrechung von einigen Tagen in seinen Arbeiten benützend, kreuzte er sich mit dem Briefe, in welchem ihm die beunruhigende Lage des Doctors mitgetheilt wurde.

In Folge eines beklagenswerthen Mißgeschicks erfuhr Suzon, welche in ihrem Zimmer beschäftigt war, nicht sogleich die Ankunft des Kapitäns, und er wurde von dem Sohne des Portier vom Nachbarhause empfangen. Dieser junge Mensch war seit den Ereignissen des vorhergehenden Tages zu größerer Sicherheit in unserem Hause geblieben. Ganz bestürzt über die ungestüme Ankunft des Kapitän Just, wagte er es

nicht, ihn von dem traurigen Schauspiel, das seiner harrte, in Kenntniß zu setzen, und beschränkte sich darauf, daß er ihm sagte, der Herr Doctor liege zu Bette; da es ziemlich spät war, so faßte der Kapitän Just deshalb keine Unruhe.

Doch in dem Augenblick, wo er eintrat und der Greis in seiner Freude: „Mein Sohn!" rief, wurde auch Suzon von der plötzlichen Rückkehr des Kapitäns unterrichtet; sie befürchtete, seine Gegenwart könnte eine gefährliche Erschütterung bei dem Greis hervorbringen, und lief bleich, keuchend, erschrocken herbei, um ihn wenigstens auf dieses Wiedersehen vorzubereiten.

Es war zu spät.

Die Erscheinung der alten Magd, ihre bestürzte Miene, die schmerzliche Veränderung in den Zügen des Doctors erleuchteten rasch den Kapitän, und er warf sich mit tiefer Angst in die Arme seines Vaters.

Nach einem Stillschweigen von einigen Augenblicken, wobei der Vater und der Sohn eng umschlossen blieben, während Suzon und ich kaum unsere Thränen zurückhalten konnten, sagte der Doctor mit schwacher, aber ruhiger Stimme:

„Fasse Dich, mein Sohn Just, damit diese Stunde nicht bitter für uns sein möge . . . Warum Traurigkeit bei einem Abschiede von zwei Freunden, wie wir sind? Verlassen sie sich einen Augenblick, so geschieht es nur, um sich später wiederzufinden."

Während der Greis diese einfachen Worte sprach, offenbarte die Heiterkeit seiner Züge seinen tiefen Glauben an die Wiedervereinigung und an die Unsterblichkeit der Seele.

Just konnte, obgleich er den Glauben des Doctors theilte, doch seinen Stoicismus nicht nachahmen; zu den Häupten seines Vaters stehend, seine beiden Hände auf das Gesicht gedrückt, suchte er seine Thränen zu verbergen.

„Mein Kind . . ." sprach der Greis mit einem

Tone sanften Vorwurfs, indem er sich halb umwandte und mit seiner schwachen Hand die Hand seines Sohnes suchte, „warum diese Thränen? Weißt Du nicht, daß es sich nicht um eine ewige Trennung, sondern um eine Abwesenheit handelt?“

„O, mein Vater . . . mein Vater . . . schon!!“ rief Just schluchzend.

Und er fiel bei dem Bette des Greises auf die Kniee.

„Mein geliebtes Kind, noch einmal, warum dieser Schmerz? Was liegt denn Betrübendes in den Worten: Auf Wiedersehen? Sind denn unsere Seelen nicht rein, ruhig und voll Vertrauen auf die Gerechtigkeit Gottes gegen redliche Leute?“

Nach dem ersten Ausbruch des Schmerzes fand der Kapitän Just die stoische Ruhe wieder, an die ihn sein Vater gewöhnt hatte; er trocknete seine Thränen und sprach mit fester Stimme:

„Beruhige Dich, mein guter Vater . . . die Erinnerung an unsern Abschied wird mir nie traurig sein; jeden Tag werde ich im Gegentheil mit Glück daran denken, denn jeder Tag wird die Dauer unserer Trennung abkürzen.“

„Und bei dem arbeitsamen, gefüllten Leben, wie das unsrige ist, vergeht die Zeit so schnell,“ sprach der Doctor sanft lächelnd; „es ist mir, als datirte ich von gestern . . . Doch meine Augenblicke sind gezählt . . . ich habe über wichtige Dinge mit Dir zu sprechen, und Dir einige Aufträge vor meiner Abreise zu geben.“

Hienach machte mir mein Herr ein Zeichen und sagte:

„Martin, nimm den Schlüssel, der dort auf der Commode liegt, und hole aus dem Mahagonischranke in meinem Cabinet das Dir bekannte Register.“

Ich gehorchte und begab mich in das Cabinet des Doctors.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Vater und der Sohn.

Ich blieb einige Minuten abwesend.

Der Doctor Clément hatte ohne Zweifel meine Abwesenheit benützt, um mit seinem Sohne über den heirathlichen Besuch zu sprechen, den er von Herrn Dufour, dem Millionär von Evreux, erhalten, denn als ich zurückkam, sagte Herr Just:

„Wie, mein Vater, Fräulein Dufour ist reizend, aber ich habe keines Weges daran gedacht. Ueberdies war ich stets wie Du der Ansicht, daß die Ehe ohne die Möglichkeit einer befreienden oder rächenden Scheidung kein billiges Band, sondern eine schwere Kette ist, deren ganze Last die Frau beinahe allein zu tragen hat."

„Mein Kind," erwiederte der Greis, nachdem er mit einem Zeichen des Kopfes seine Worte gebilligt und aus meinen Händen das Register genommen hatte, „Du wirst in diesem Buche," und er übergab es dem Kapitän, „genau die Summe des Geldes finden, das ich seit etlichen und vierzig Jahren gewonnen habe . . . Es beläuft sich auf zwei Millionen siebenmal hundert und einige tausend Franken, die, wenn ich sie angelegt hätte, wie man sagt, mir zu dieser Stunde ein Vermögen von fünf bis sechs Millionen machen würden."

„Du hast so viel gewonnen!" rief der Kapitän in seinem kindlichen Stolze, „und zwar einzig und allein durch Deine Arbeit?"

„Ja, nur durch meine Arbeit . . . mein geliebtes Kind . . . und Du wirst in diesem Register finden, wie ich diese beträchtlichen Summen verwendet habe."

„Mir gibst Du Rechenschaft von Deinem Ver-

mögen? mir, Deinem Sohn?“ entgegnete der Kapitän mit einem Tone peinlichen Erstaunens und erhabener Uneigennützigkeit, „wozu das? Hast Du mir nicht einen Stand gegeben und mehr zugesichert, als ich brauche?“

„Nicht von meinem Vermögen habe ich Dir Rechenschaft zu geben, sondern von meinen Handlungen.“

„Von Deinen Handlungen?“

„Höre mich . . . ich habe Dich stets zärtlich geliebt, doch Du hattest tausende von Brüdern in der Menschheit, arme, von einer stiefmütterlichen Gesellschaft verlassene Kinder, und dennoch Kinder voll von Verstand, Herz, Muth und gutem Willen. Es fehlten ihnen nur die Mittel, die Werkzeuge zur Arbeit, ein wenig Muße und Geld, um sich einen Namen in den Künsten, in den Wissenschaften, in der Literatur zu machen...“

Just schaute seinen Vater mit Erstaunen und Bewunderung an; er fing an zu begreifen.

„War mir einer dieser armen Enterbten bezeichnet,“ fuhr der Greis fort, „so versicherte ich mich durch strenge Nachforschung, daß er Beistand verdiente . . . und dieser wurde ihm dann auch zu Theil, nicht in meinem Namen, mein Kind . . . sondern in Deinem . . . im Namen von Herrn **Just**, damit Dein Name gesegnet werde!“

Just fand kein Wort der Erwiederung; edle Thränen entströmten seinen Augen.

„Wenn ich Dir, statt Dich als einen Müßiggänger und Millionen reich zurückzulassen, einen bescheidenen Wohlstand, eine gesicherte Zukunft und eine edle Laufbahn hinterlasse, die Du ehrst, so gehorchte ich einem Gedanken, der dem socialen Gebäude auf die Stirne geschrieben werden sollte . . . Höre diesen Gedanken: **Niemand hat ein Recht auf Ueberfluß, so lange nicht Jeder das Nothwendige besitzt.** Weil ich Tausenden von Deinen Brüdern in der Menschheit das Nothwendige gegeben habe, mein Kind,

hinterlasse ich Dir keinen Ueberfluß. Du kennst nun die Verwendung unseres Vermögens."

Ich bin nicht im Stand, die Größe und Einfachheit dieser Scene, die Majestät des Wortes und das Antlitz des Greises zu schildern, und die religiöse Bewunderung wiederzugeben, mit der sein Sohn noch zuhörte, als er schon geendigt hatte.

Mich erschütterte diese eindrucksvolle Scene doppelt . . . ich begriff, ich bewunderte um so mehr den ernsten Gedanken des Doctor Clément, als ich unwillkührlich an das vergangene Leben des unglücklichen Robert von Mareuil, an das zukünftige Leben des Vicomte Scipion dachte . . . an diese zwei Opfer des Müßiggangs . . . einer unseligen Folge reicher Erbschaft.

„Just . . . . habe ich wohl gethan?" fragte der Greis.

„Oh! das ist die glorreichste der Erbschaften!" rief der Kapitän Just voll Begeisterung, indem er frommer Weise das alte Register küßte, das ihm sein Vater übergeben hatte. „Ich danke, mein Vater, ich fühle mich mit Dir größer werden!"

„Komm! . . . komm! . . . mein edles und würdiges Kind," rief der Doctor, von einer unaussprechlichen Bewegung ergriffen, und streckte seine Arme aus, in welche sich sein Sohn warf.

Und Beide blieben einen Augenblick eng umschlungen.

Bald wandte sich der Doctor an mich und an Suzon und sagte mit gütigem Tone:

„Laßt uns, meine Freunde, ich habe mit meinem Sohne zu sprechen. Ich werde das, was Dich betrifft, Martin, nicht vergessen."

Wir hatten meinen Herrn und den Kapitän ungefähr eine halbe Stunde verlassen, als uns der aus dem Zimmer des Doctors kommende hastige Lärmen

einer Klingel zurückrief. Suzon und ich liefen eilig, unser Herr verschied.

„Meine gute Suzon,“ sprach er mit erloschener Stimme, „ich wollte nicht . . . von hinnen gehen . . . ohne Dir Dank . . . für Deine Bemühungen zu sagen . . . Mein Sohn wird . . . für Dich sorgen . . . Auf Wiedersehen!“

„Ja . . . gehe . . . und auf baldiges Wiedersehen . . .“ antwortete Suzon schluchzend; dann warf sie sich auf die Kniee und drückte ihre Lippen auf die Hand des Greises.

„Und Dir auch, Martin,“ fuhr der Doctor fort, „Dir wollte ich auch Lebewohl sagen . . . Alles ist mit meinem Sohne verabredet . . . Deine Unabhängigkeit ist gesichert . . . und wenn Du mir ein gutes Andenken bewahrst . . . so thue für . . . Du weißt für wen . . . was Du für meine Tochter thun würdest . . . Auf . . . auch . . . Deine Hand.“

Ich zog voll kindlicher Verehrung die schon eisige Hand an meine Lippen und kniete an der anderen Seite des Bettes nieder.

„Just, mein vielgeliebter Just . . .“ sagte der Doctor Clément mit verscheidender Stimme und das Antlitz erleuchtet von einem letzten Strahle der Hoffnung, „mein zärtlicher Sohn . . . Dir habe ich es zu danken . . . daß ich glücklich scheide . . . auf Wiedersehen . . . mein vielgeliebter Sohn . . .“

Mein Sohn . . . dies war das letzte Wort des Greises.

Einige Sekunden nachher schloß der Kapitän Just in frommer Weise die Augenlieder seines Vaters. . .

. . . .

Der Tod des Doctor Clément bereitete mir schmerzlichen Kummer. Trotz seiner dringenden Empfehlung, welche so gut mit meinem heißen Verlangen, in den Dienst von Regina zu treten, im Einklang stand, wollte ich ohne eine Berathung mit Claude Gérard

keinen Entschluß in dieser Hinsicht fassen; ich begab mich zu ihm in das Dorf, das er in der Gegend von Evreux bewohnte. Ich erzählte ihm mein Leben seit unserer Trennung; eine verdoppelte Liebe, die er in Folge dieser Erzählung für mich kundgab, belohnte mich für alle meine vergangenen Leiden; er schien stolz und glücklich, zu sehen, welche mächtige Unterstützung für mich stets seine Lehren der praktischen Moral mitten unter meinen peinlichen Kämpfen gegen das Schicksal gewesen waren.

In Beziehung auf das, was Reines, Erhabenes in meiner Liebe für Regina lag, mußte Claude Gérard um so mehr sympathisiren, als er leidenschaftlich ein armes, reizendes junges Mädchen liebte und bald heirathen sollte, ein Mädchen, das in demselben Dorfe wohnte, in welchem er Lehrer war. Der Vater seiner Verlobten stammte aus Sologne ab, wo er noch Verwandte hatte, und war seit langer Zeit in der Gemeinde ansäßig; er trieb hier das Gewerbe eines Fuhrmanns; ich sah mehrere Male die Verlobte; sie schien mir durch ihre Sanftmuth, durch ihre natürliche Grazie, durch ihre reine Schönheit die Liebe von Claude zu verdienen; er sprach mir überdies mit Bewunderung von den Eigenschaften des Herzens, mit denen sie begabt war; in meinem Leben hatte ich Claude Gérard nicht so glücklich gesehen; ich war beinahe geblendet von den tausend strahlenden Beseligungen, die er von dieser doch so armen Verbindung erwartete, denn seine Braut brachte ihm als Mitgift nur ihre Schönheit, ihr gutes Herz und die Gewohnheit eines rauhen, arbeitsamen Lebens . . .

Claude zweifelte nicht daran, daß meine Briefe boshafter Weise durch den Haß der Feinde aufgefangen worden, die er in der Gemeinde zurückgelassen, wo meine erste Jugend an seiner Seite verlaufen war; denn als er diesen Ort zwei Tage nach meiner Abreise nach Paris verließ, gab er seine neue Adresse Einem,

auf dessen Treue er zählen zu können glaubte; doch statt auf diesem Wege zu Claude zu gelangen, wurden meine Briefe entweder unterschlagen, oder an eine falsche Adresse geschickt, oder sie gingen verloren.

Hatte Claude Gérard Feinde oder Neider, so zählte er dagegen auch in Folge der Erhabenheit seines Charakters einige Freunde; unter diesen fand sich der Oberarzt des Irrenhauses, wo Anfangs die von Claude mit so rührender Fürsorge behandelte Frau eingeschlossen gewesen war, welche eines Tags . . . ein Opfer der rohen Verirrung und der Trunkenheit von Bamboche, ein Töchterchen geboren hatte.

Durch die mächtige Vermittlung des mit Claude befreundeten Arztes wurden das Kind und seine immer noch wahnsinnige Mutter nach Evreux gebracht, welche Stadt in der Nähe des Dorfes lag, wo der Schullehrer functionirte.

Auf den Anfangs mit Wuthanfällen verbundenen Wahnwitz dieser Unglücklichen folgte ein harmloser Irrsinn. Unter anderen seltsamen Manien trug sie beständig an ihrem Gürtel eines von jenen kleinen, runden, mit Tuch überzogenen Kistchen, deren sich die Spitzenarbeiterinnen bedienen, und sie bewegte beinahe unabläßig ihre Finger auf diesem Kistchen, als ob sie mit Klöppeln beschäftigt gewesen wäre; da man sie, abgesehen von dieser Verirrung des Geistes, immer ruhiger sah, so hoffte man, der Anblick ihres Töchterchens würde vielleicht eine heilsame Revolution bei ihr bewerkstelligen, und der Arzt leitete dieses Zusammentreffen in dem Hause einer Bäuerin ein, bei der Claude Gérard das Kind untergebracht hatte. Obgleich die arme Mutter ihre Tochter nicht zu erkennen schien, ergriff sie doch bei ihrem Anblick eine tiefe Rührung; sie weinte viel, indem sie dieselbe umfaßt hielt . . . Auf diese Thränen folgte eine Art von nachdenkender Niedergeschlagenheit, durch welche der Arzt einen Schimmer von Vernunft hervorbrechen zu sehen glaubte;

zufrieden mit diesem ersten Versuche, gelobte er sich, denselben zu erneuern.

Bei der zweiten Zusammenkunft der Wahnsinnigen und ihrer Tochter geschah es wohl, daß Bamboche, der auf eine Gelegenheit lauerte und einen Augenblick benützte, wo die unglückliche Mutter mit ihrer kleinen Tochter allein geblieben war, diese stahl und unerklärlicher Weise auch das Spitzenkistchen entwendete, das die Wahnsinnige beständig bei sich trug.

Welche Ereignisse hatten Bamboche in diese Gegend geführt?

Wie hatte er die Gewißheit erlangt, daß dieses Kind das seinige war?

In welcher Absicht hatte er dieses Kistchen, einen Gegenstand von keinem Werthe, entwendet?

Ueber alle diese Fragen konnte ich nichts in Erfahrung bringen, denn die Nachforschungen von Claude in dieser Hinsicht waren vergeblich gewesen, und bei der Scene des Diebstahls bei dem Doctor Clément hatte mir Bamboche keinen einzelnen Umstand mitgetheilt; Bamboche hatte mir endlich am Tage, ehe ich mich zu Claude Gérard begeben, geschrieben, er brauche weder für sich, noch für seine Tochter irgend etwas, ein glücklicher Zufall sei ihm zu Hülfe gekommen, und er entferne sich, zufrieden, mir bewiesen zu haben, daß er ebenfalls den Schwüren unserer Kindheit treu zu sein vermöge.

Grausam betrübt, daß wir dieses arme Kind in den Händen von Bamboche wußten, versprachen wir uns, Claude Gérard und ich, Jeder seinerseits Alles anzuwenden, um Nachricht von ihm zu erhalten.

Ich hatte in Beziehung auf Regina lange und ernste Unterredungen mit Claude Gérard; ich verbarg ihm nichts, weder den Antheil, den ich an der Vernichtung der schändlichen Pläne von Robert von Mareuil genommen, noch wie ich die bizarre Entsittlichung des Prinzen von Montbar entdeckt hatte, noch die Drohung

des Grafen Duriveau: Diese Frau hat mich verachtet; ich werde mich um jeden Preis rächen, meine Rache nimmt ihren Fortgang . . . eine schreckliche Drohung von Seiten eines Mannes von diesem Charakter. Ich verbarg Claude Gérard auch nicht die Befürchtungen, welche die Zukunft von Frau von Montbar dem Doctor Clément eingeflößt hatten, und die Dankbarkeit des letzteren, als ich mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit von ihm als eine unerwartete Gunst die Mittel erbat, in den Dienst der Prinzessin einzutreten.

Zu meinem großen Erstaunen theilte mir Claude Gérard über Regina viele Dinge mit, die ich nicht kannte, und die mein Interesse für sie noch vermehrten; alle diese Einzelheiten kannte Claude vom Kapitän Just.

Sobald der Zufall diese zwei Männer einander genähert hatte, fanden sich so viele Berührungspunkte, daß sich bald eine innige Freundschaft unter ihnen schloß. Als eines Tags die Rede auf den gemeinen Handelsgeist und die schmutzige Geldgierde kam, welche kraft der väterlichen Gewalt beinahe immer die Hauptstimme bei der Verheirathung reicher junger Mädchen haben, dieser armen Geschöpfe, welche ohne Liebe, ohne Wünsche, ohne Vertrauen zu dem Mann, den sie ehelichen, ohne Achtung für ein Band, das keine Sympathie schließt, zur Ehe gegeben werden, so daß sie gezwungen sind, zwischen einem verdrießlichen, kalten Leben, welches das Herz vereist, oder dem Zuge strafbarer Leidenschaften zu wählen, da führte in Beziehung auf junge Mädchen der Kapitän Just als Musterbild der Schönheit, der Reize, des Geistes und des Muthes eine junge Person an, welche sein Vater, der Doctor Clément, seit langen Jahren kannte . . . Fräulein Regina von Noirlieu.

Claude Gérard hörte seinem neuen Freunde mit doppelter Aufmerksamkeit zu, offenbarte jedoch nichts

von dem Antheil, den er meinetwegen an Regina nahm. Der Kapitän Just theilte ihm mit, der größte Kummer von Fräulein von Noirlieu entspringe aus der Abneigung, die ihr Vater gegen sie kundgebe, indeß er sie während ihrer Kindheit und ihrer ersten Jugend vergöttert habe: die ungerechte Beschuldigung, welche noch auf dem Andenken der Mutter von Regina lastete, war der einzige Beweggrund der Abneigung des Baron von Noirlieu, der vor wenigen Jahren zu entdecken geglaubt hatte, Regina wäre nicht seine Tochter. Die Baronin von Noirlieu hatte jedoch sterbend gesagt: „Ein Eid zwingt mich, zu schweigen... selbst in dieser äußersten Stunde; doch eines Tags **wird meine Unschuld erkannt werden.**“ Waren die Hoffnungen von Regina in Beziehung auf die Wiederherstellung des Andenkens ihrer Mutter nur auf diese Worte allein, oder auf genauere Thatsachen gegründet? Claude Gérard konnte mich hierüber nicht belehren. Regina, die sich der Zärtlichkeit erinnerte, mit der sie ihr Vater Anfangs umgeben hatte, liebte ihn immer noch, liebte ihn um so mehr, als sie ihn einem heftigen, unheilbaren Schmerz, der sein Leben untergrub, preisgegeben sah; im Bewußtsein der Unschuld ihrer Mutter, verfolgte Regina deren Wiederherstellung mit den glühendsten Wünschen, weil eben diese Wiederherstellung ihr das Herz ihres Vaters zurückgeben sollte. In der Hoffnung, diesen unerbittlichen Mann zu erweichen, der in der Bizarrerie seines Schmerzes seine Tochter seit ihrer Verheirathung nicht hatte sehen wollen, begab sich Regina jeden Tag zu ihrem Vater und flehte, jedoch vergebens, an seiner Thüre um Erlaubniß, ihn zu sehen; jeder Weigerung setzte sie in Geduld eine Hoffnung entgegen, und ohne je müde zu werden, kam sie am andern Tag, stets ehrfurchtsvoll und ergeben, wieder.

Was den Selbstmord von Robert von Mareuil und die Heirath von Regina mit dem Prinzen betrifft, so

wurden diese Thatsachen Claude durch den Kapitän Just nach Sagen, welche darüber im Umlauf waren, folgendermaßen erklärt:

Fräulein von Noirlieu hatte Herrn von Mareuil schon in ihrer Kindheit geliebt und ihm versprochen, nie einem Andern zu gehören, als ihm; doch die Entfernung, die Abwesenheit, ein völliges Stillschweigen des Grafen, vielleicht auch unbestimmte Gerüchte über die Vergeudung seines unfruchtbaren, schwelgerischen Lebens kühlten bei Regina die Gefühle dieser ersten Liebe ab.

Der Baron von Noirlieu wollte in aller Eile seine Tochter, deren Gegenwart schmerzlich auf ihm lastete, verheirathen und schlug ihr mehrere Partien vor, unter andern den Prinzen von Montbar und den Grafen Duriveau. Wenn Regina, trotz des unbegreiflichen Drängens ihres Vaters, Herrn Duriveau hartnäckig zurückwies, ohne darum den Prinzen in seinen Bewerbungen zu ermuthigen, so war sie doch betroffen über die Anmuth und den Geist von Herrn von Montbar. Um diese Zeit erinnerte Herr von Mareuil Regina an ein heiliges Versprechen; ihre ritterliche Redlichkeit, der Anblick und wahrscheinlich der Briefwechsel des Letzteren, den sie seit ihrer Kindheit geliebt hatte, befestigten ihren Entschluß: sie erklärte ihrem Vater, sie wolle Robert heirathen. Der Baron von Noirlieu war unbeugsam, trotz der Bitten, trotz des Flehens von Regina. Plötzlich erfuhr man den Selbstmord von Herrn von Mareuil, einen Selbstmord, der mit Ausnahme von Regina, von mir und den Genossen der lichtscheuen Machinationen von Robert Jedermann unerklärlich und unerklärt blieb.

Einen Augenblick durch die Macht der Verhältnisse entfernt, erneuerten Herr Duriveau und Herr von Montbar ihre Bewerbungen bei Fräulein von Noirlieu. Stets aufrichtig, verbarg sie Herrn Duriveau ihre tiefe Abneigung nicht, und zu Herrn von Montbar sagte sie:

„Gebunden durch ein heiliges Versprechen, mußte ich es ausschlagen, Sie zu heirathen; ein trauriges Ereigniß hat mich frei gemacht; ich nehme das Anerbieten Ihrer Hand an, und Sie können auf ein redliches, Ihrer würdiges Herz zählen." Leidenschaftlich in Regina verliebt, wußte der Prinz den Widerstand des Baron von Noirlieu, der stets auf der Seite von Herrn Duriveau war, zu überwinden, und zum wüthenden Aerger des letzteren fand die Heirath statt.

Sechs Monate lang schien die Prinzessin von Montbar die glücklichste Frau zu sein; doch nach Ablauf dieser Zeit trat plötzlich eine große Kälte zwischen dem Prinzen und seiner Gemahlin ein; diese versank in eine tiefe Schwermuth, welche den Doctor Clément schmerzlich beunruhigte; der Prinz erschien auch einige Zeit düster, bewegt, denn er betete seine Frau an, wie man sagte . . . Auf diese Traurigkeit folgte sodann bei ihm eine Gleichgültigkeit, eine wahre oder eine geheuchelte? man wußte es nicht.

Die Gesundheit der Prinzessin nahm immer mehr ab . . . als ungefähr zwei Monate vor dem Tod des Doctor Clément eine außerordentliche Veränderung in den Gewohnheiten von Frau von Montbar bemerkbar wurde; sie hatte seit langer Zeit zurückgezogen und in beinahe völliger Einsamkeit gelebt; plötzlich suchte sie den Lärm der Feste auf; jung, geistreich, reizend, war die Prinzessin von Montbar bald eine der gefeiertsten Frauen von Paris; die Männer der Mode stritten sich um den geringsten Vorzug, den sie ihnen gönnte, doch die üble Nachrede schonte fortwährend das Leben von Regina.

Nachdem die Stellung der Prinzessin von Montbar so in meinen Unterredungen mit Claude Gérard zusammengefaßt war, billigte er nicht nur meinen Entschluß, sondern er ermuthigte mich auch dazu. Ich sollte seiner Ansicht nach das Werk meiner unbekannten Ergebenheit für Regina bis zum Ende verfolgen, das

Werk dieser Ergebenheit, die mir nun doppelt auferlegt war, einmal durch meine eigenen Gefühle, und dann durch den letzten Wunsch des Doctor Clément, dessen Großmuth und Güte mich für immer der Noth überhoben hatten.

„Ist einmal dieses Werk erfüllt, so weit Du es nach Deinen Kräften zu erfüllen im Stande bist," sprach Claude Gérard, als wir uns verließen, „so kommst Du zu mir zurück; wir werden uns nicht mehr trennen, und da dies Dein Wunsch ist, so theilst Du mit mir die Arbeiten des Unterrichts, die mir durch die Resultate, welche ich dadurch erlange, von Tag zu Tag theurer werden. Regt sich in Dir ein Zweifel über die Linie Deines Verfahrens, brauchst Du einen Rath, so schreibe mir . . . Mein Gefühl für das, was recht und gut ist, wird in Verbindung mit meiner väterlichen Liebe für Dich meine Rathschläge sicher leiten."

Stark durch die Unterstützung und Billigung von Claude Gérard, verließ ich ihn mit einem neuen, tiefen Vertrauen zu der Sendung, die ich zu erfüllen hatte, und die sich für mich in Folgendem zusammenfaßte:

Die Rache des Grafen Duriveau vereiteln.

Regina die Liebe ihres Vaters wiedergeben.

Zu Wiederherstellung des Andenkens ihrer Mutter beitragen.

Den Prinzen zu ihren Füßen zurückführen . . .

Die Prinzessin endlich glücklich, vollkommen glücklich sehen.

Eine ungeheure, unmögliche Aufgabe, wenn ich nach den geringen Thätigkeitsmitteln urtheilte, über die ich leider nur verfügen konnte, ich ein so niedriger, ein so unbedeutender, so dunkler Mensch . . .

Eine vielleicht zu verwirklichende Aufgabe, wenn ich das Vertrauen zu meiner Liebe hegte, welches wie das Vertrauen, von dem das Evangelium spricht, Berge versetzen kann.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Kammerdiener.

Ich kam nach Paris zurück . . .

Die Empfehlung des Doctor Clément, welche von seinem Sohne an die Prinzessin von Montbar überbracht wurde, war so mächtig gewesen, daß der Kapitän Just sogleich nach meiner Rückkehr von Claude mich benachrichtigte, der Haushofmeister des Prinzen habe Befehl, mich bei meiner Ankunft in Paris unter der Dienerschaft aufzunehmen und der Prinzessin vorzustellen.

Ich war fest überzeugt, daß der Doctor Clément mein Geheimniß gewissenhaft bewahrt hatte, denn aus der Art und Weise, wie mir der Kapitän Just meine Aufnahme in dem Hause der Prinzessin ankündigte, konnte ich schließen, daß er keine Ahnung von den wichtigen Interessen hatte, die mich bewogen, bei ihr in den Dienst zu treten; er sah ohne Zweifel in mir nur einen Bedienten, der entzückt war, eine gute Stelle zu finden.

Endlich erreichte ich den von mir so lange und so ungeduldig ersehnten Tag; ich sollte die bis jetzt von mir nur wie ein Traum betrachtete Hoffnung verwirklicht sehen . . . ich sollte endlich mit Regina unter einem Dache wohnen.

Ich kann nicht sagen, mit welchem Herzklopfen ich mich zum ersten Mal der Thüre des Hotel Montbar näherte. Ich fragte nach dem ersten Bedienten und gab ihm eine Zeile von Seiten des Kapitän Just, zu Bestätigung meiner Identität; nachdem er gelesen hatte, hieß er mich ihm zur Prinzessin folgen.

Er kratzte sodann an dem schweren Thürvor-

hang eines kleinen Salon, führte mich ein und sagte zu der Prinzessin, welche mit Schreiben beschäftigt war:

„Hier ist der Kammerdiener, den die Frau Prinzessin erwartete."

„Es ist gut," antwortete Frau von Montbar, ohne sich im Schreiben zu unterbrechen, und ohne mich anzuschauen.

Der Haushofmeister ging hinaus, und ich blieb allein mit meiner zukünftigen Gebieterin.

Die Peinzessin war in ein Morgengewand von Kaschemir mit orangefarbigem Grund und kleinen Palmen gehüllt, das ihren dianenartigen Wuchs wunderbar hervorhob; ihre herrlichen, schwarzen, natürlich wellenförmigen Haare wanden sich in einer großen Flechte hinter ihrem Kopfe, und ihr kleiner Fuß sah, in einem Pantoffel von silbergesticktem Maroquin, unter den schleppenden Falten ihres Kleides hervor, dessen etwas flatternder Aermel den Anfang eines elfenbeinglatten Armes und das zierliche Gelenke ihrer reizenden Hand erschauen ließ.

Ein süßer Wohlgeruch erfüllte diesen Salon, der mit grünem Damast, worauf goldene Stäbchen, ausgeschlagen war; der Schreibtisch der Prinzessin war gleichsam umgeben von einem Gebüsche von Blumen, welche in einer halbkreisförmigen, sehr niedrigen und auf dem Teppich stehenden Jardinière aufgehäuft waren; es fand sich hier auch noch eine große Menge von Blumen in Gefäßen von prächtigem Porzellan, welche auf Meubles von der größten Kostbarkeit standen.

Ich hatte in meinem Leben keine solche Verschwendung an seltenen Blumen, keinen so geschmackvollen Luxus gesehen.

Das Licht drang in dieses Zimmer durch einen Vorhang von Atlaß, worauf tausendfarbige Vögel gemalt waren. Dieses geheimnißvolle Halblicht, das tiefe Stillschweigen in der dem Garten zu liegenden Woh-

nung, der süße Duft der Blumen und der Wohlgeruch, der den Haaren und Kleidern von Regina entströmte . . . was soll ich endlich sagen! der Anblick dieser so schönen und so lange Zeit aus der Tiefe meiner Armuth und meiner Dunkelheit angebeteten Frau verursachten mir Anfangs eine Art von Trunkenheit, von Schwindel.

Als Regina zu schreiben aufhörte, sagte sie zu mir, indem sie auf einen Vermeilleuchter deutete, der auf ihrem Tische stand:

„Ich bitte, zünden Sie diese Kerze an . . . es ist auf dem Kamin Papier hiezu.“

Ich gehorchte dem Befehl der Prinzessin, nahm an dem bezeichneten Orte aus einem Hörnchen von Porzellan einen langen rosenfarbigen Papierstreifen, bot ihn der Flamme des Herdes und zündete die Kerze an.

„Ich danke,“ sagte die Prinzessin mit ihrer guten, sanften Stimme.

Dann versiegelte sie den Brief, schrieb die Adresse darauf und fügte, ohne die Augen zu mir aufzuschlagen, bei:

„Sie heißen Martin?“

„Ja, Frau Prinzessin.“

„Der Herr Doctor Clément, einer von den Männern, die ich am meisten in der Welt liebte und verehrte,“ sprach die Prinzessin mit einer leicht bewegten Stimme, „hat Sie mir so dringend empfohlen, daß ich Sie mit vollem Vertrauen in meinen Dienst nehme.“

„Ich werde die Güte der Frau Prinzessin zu verdienen suchen,“ erwiederte ich mit einer Verbeugung.

Als Regina ihren Brief beendigt hatte, verließ sie ihren Schreibtisch und setzte sich in eine Bergère an der Ecke des Kamins; sie stützte sich mit den Ellenbogen auf den Arm dieses Meuble und heftete, da sie ohne Zweifel meine Physiognomie beurtheilen wollte, einige Sekunden lang einen durchdringenden, obwohl etwas verlegenen Blick auf mich; als ihre großen,

schwarzen, feuchten Augen so den meinigen begegneten, schlug ich sie sogleich nieder, und unwillkührlich bedeckte sich mein Gesicht mit einer lebhaften Röthe.

Ich zitterte bei dem Gedanken, die Prinzessin könnte diese ungeschickte Röthe wahrnehmen; zum Glück war dem nicht so, wie ich glaube, denn sie fuhr bald fort:

„Ich muß Ihnen vor Allem sagen, unter welchen Bedingungen Sie hier dienen werden; Sie bekommen tausend Franken Gehalt, genügt Ihnen das?"

„Ja, Frau Prinzessin."

„Sie werden gekleidet und speisen am Gesindetisch, wohl verstanden; wenn Sie indessen, wie ich hoffe, zu meiner Zufriedenheit dienen, so wird Ihr Gehalt im nächsten Jahre erhöht."

„Ich werde mein Möglichstes thun, um die Frau Prinzessin zufrieden zu stellen."

„Das wird Ihnen leicht sein . . . Ich verlange nur Eifer und Pünktlichkeit in meinem Dienste," sprach die Prinzessin voll Güte.

„Ich befürchte einzig und allein, nicht sogleich über den Dienst der Frau Prinzesssn im Laufenden zu sein."

„Mein Dienst ist sehr einfach, hören Sie, worin er besteht: Sie haben für dieses Sprechzimmer und die zwei Salons, welche vor demselben kommen, zu sorgen; Sie wachen darüber, daß meine Jardinièren und meine Vasen stets voll frischer und mit Geschmack geordneter Blumen sind; Sie verständigen sich für die Lieferung mit meinem Blumenhändler; Sie wischen dann vorsichtig die Porzellane und Kunstgegenstände ab, welche Sie auf diesen Etagèren sehen; zuweilen überfahren Sie leicht mit einem Schwamme die Tische in diesem Zimmer und in den andern; sodann serviren Sie mir hier mein Frühstück; Nachmittags, wenn ich nicht ausgehe, verweilen Sie im Wartesaal, um mir die Personen zu melden, welche mich besuchen wollen . . . Gehe ich

aus, so besorgen Sie die Aufträge, die ich Ihnen geben werde; gebe ich Ihnen keine, so können Sie über Ihre Zeit verfügen . . . Sie serviren sodann bei der Mittagstafel mit dem Haushofmeister und dem Kammerdiener von Herrn von Montbar; bin ich Abends zu Hause, so bleiben Sie im Wartesaal; fahre ich aus, so gehört der Abend Ihnen. Hierin wird ungefähr Ihr Dienst bestehen."

„Es wird mir wenigstens nicht an gutem Willen fehlen, Frau Prinzessin."

„Davon bin ich überzeugt; sind Sie in irgend einer Verlegenheit, so wenden Sie sich an den Haushofmeister oder an Mademoiselle Juliette, meine Kammerfrau; diese werden Sie von dem, was Sie nicht wissen, unterrichten . . . Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Herr von Montbar viel auf das beste Einverständniß unter den Leuten seines Hauses hält, und ich zweifle nicht an der Umgänglichkeit Ihres Charakters. . . . Sagen Sie mir, können Sie lesen und schreiben?"

„Ja, Frau Prinzessin."

„Und rechnen?"

„Ja, Frau Prinzessin."

„Sie sind beauftragt, jeden Monat mit gewissen Lieferanten, deren Liste ich Ihnen gebe, abzurechnen, und jeden Monat bringen Sie mir ganz pünktlich Ihr Ausgabenbuch . . . ich liebe die rückständigen Rechnungen nicht."

„Ich werde mich nach den Befehlen der Frau Prinzessin richten."

„Gut . . . ich hoffe, Sie bleiben lange bei mir, und ich werde zufrieden mit Ihnen sein."

„Die Frau Prinzessin darf sich überzeugt halten, daß ich zu diesem Behufe alle meine Kräfte aufwenden werde."

„Sie beginnen bei mir Ihren Dienst schon morgen . . . Heute machen Sie sich mit den Gewohnheiten

des Hauses vertraut; nur haben Sie diesen Brief an seine Adresse zu tragen."

Regina gab mir den Brief, den sie geschrieben hatte.

„Soll ich eine Antwort verlangen, Frau Prinzessin?"

„Ja . . . Sie tragen den Brief selbst in das Vorzimmer und warten . . . Sollte jedoch Madame Wilson . . . dies ist der Name der Person, an die ich geschrieben habe, nicht zu Hause sein, so lassen Sie den Brief bei ihr zurück."

Nachdem sie einen Augenblick geschwiegen hatte, fügte die Prinzessin bei:

„Hören Sie, Martin . . . es versteht sich, daß Sie mir nicht folgen, wenn ich ausfahre . . . Das ist der Dienst der Lackeien. Tritt einmal zufällig für mich das Bedürfniß ein, Sie bei mir zu haben, so will ich Sie lieber davon in Kenntniß setzen . . . Bei solchen, nur selten vorkommenden Fahrten tragen Sie dann die Livree nicht, die Sie gewöhnlich tragen werden."

„Ich werde stets bereit sein, den Befehlen der Frau Prinzessin zu gehorchen, denn das ist meine Pflicht."

„Ah! ich vergaß," sagte Regina, und ihr Gesicht verrieth einen schmerzlichen Eindruck. „Einmal für allemal, und ohne daß ich Ihnen diesen Befehl zu wiederholen brauche . . . Sie werden jeden Morgen sehr frühzeitig zu dem Herrn Baron von Noirlieu, meinem Vater, gehen und sich nach ihm erkundigen."

„Ja, Frau Prinzessin."

Dann, als wollte sie sich der traurigen Gedanken entschlagen, welche ohne Zweifel in ihr der Befehl, den sie mir gegeben, erweckt hatte, oder vielleicht um ihre Bewegung nicht durchdringen zu lassen, zeigte sie mir einen Strauß von weißem Daphne, in einer Schale von venetianischem Glas, welche mit feinen Steinen geschmückt war und auf einem Tische von Rosenholz

stand, worauf ich auch ein gesticktes Sacktuch, ein halbgeöffnetes Buch und eine angefangene Stickerei erblickte.

„Ich liebe den Geruch des Daphne ungemein,“ sagte die Prinzessin, „Sie werden sich mit meiner Blumenhändlerin dahin verständigen, daß ich jeden Tag in dieser Schale einen blühenden Zweig von diesem Gesträuche habe.“

Nachdem Frau von Montbar abermals einen Augenblick geschwiegen hatte, fuhr sie mit einem gewissen Zögern fort:

„Der Doctor Clément hat mir geschrieben, und sein Sohn wiederholte mir, Sie seien die Ehrlichkeit selbst . . . Es ist mir bekannt, mit welcher muthigen Ergebenheit Sie auf die Gefahr Ihres Lebens gegen einen Elenden kämpften, der sich bei Ihrem Herrn eingeschlichen hatte, um ihn zu bestehlen . . .“

„Ich habe meine Pflicht gethan, Frau Prinzessin.“

„Ich weiß es; doch diejenigen, welche ihre Pflicht so muthig erfüllen . . . sind selten . . . Mit einem Wort, alles Gute, was man mir von Ihnen gesagt hat, läßt mich denken, daß Sie mit diesen zwei vortrefflichen Eigenschaften, mit der Redlichkeit und der Ergebenheit ohne Zweifel die Discretion verbinden?“

Die Prinzessin heftete abermals einen festen, durchdringenden Blick auf mich.

Ich hatte bei diesem ersten Zusammensein mit Regina eine gefährliche Klippe zu vermeiden, die Klippe, über meinem Stande durch meine Sprache, ich würde sagen, durch meine Gefühle zu erscheinen, hätte ich nicht bewunderungswürdige Ergebenheiten unter Dienstboten gefunden. Ich mußte mich also unablässig beobachten und besonders unbarmherzig der traurigen Versuchung widerstehen, mich in den Augen der Prinzessin interessant zu machen. Alles wäre für meine Pläne verloren gewesen, sobald sie in mir etwas Anderes, als einen einfachen, ehrlichen, eifrigen Diener gesehen hätte.

Als mich die Prinzessin fragte, ob sie auf meine Discretion rechnen könnte, wollte sie mir ohne Zweifel irgend einen Auftrag von zarter Natur geben. Die Hoffnung, schon jetzt einen Beweis ihres Vertrauens zu erhalten, machte mich glücklich; ich antwortete indessen mit einem Tone aufrichtiger Einfachheit, während ich mich jedoch zugleich ein wenig erstaunt stellte:

„Die Frau Prinzessin will wohl damit sagen, daß ich nur ihr Rechenschaft über ihre Aufträge geben werde?"

„Hören Sie, was ich damit sagen will," versetzte die Prinzessin etwas verlegen: „Man wendet sich oft an mich, um Unterstützung zu erlangen, und wenn es bemitleidenswerthe Unglückliche gibt, so gibt es andere, welche es nur dem Scheine nach und in Folge ihrer schlechten Aufführung sind . . . Ich möchte Sie also gern damit beauftragen, daß Sie zuweilen Erkundigungen über die Personen einziehen würden, welche Almosen von mir verlangen, damit ich genaue Nachrichten erhalte; Sie werden sich zu diesem Behufe mit den Portiers, mit den Nachbarn, was weiß ich? in Verbindung setzen. Kurz, verstehen Sie, was ich unter solchen Umständen von Ihnen verlange?" fügte die Prinzessin bei, welche ein wenig an meinem Verstande zu zweifeln schien, „verstehen Sie mich wohl?"

„Ja, Frau Prinzessin, und ich werde dahin streben, daß Sie Vertrauen zu den Nachrichten fassen können, welche ich Ihnen liefere."

Nachdem die Prinzessin einen Augenblick nachgedacht hatte, sagte sie zu mir:

„So werde ich Ihnen schon heute einen Auftrag dieser Art geben."

Und sie zog die Schublade aus dem kleinen Tische von Rosenholz, der neben ihr stand, nahm ein Papier heraus, las dasselbe und fragte mich:

„Kennen Sie die Rue du Marché-Vieux?"

„Nein, Frau Prinzessin."

„Diese Straße muß in der Gegend der Rue d'Enfer sein.“

„Ich werde sie leicht finden, Frau Prinzessin.“

„Nun wohl, in Nr. 11 der Rue du Marché-Vieux wohnt eine unglückliche Witwe, Namens Madame Lallemand . . . sie ist gelähmt und außer Stands, das Bett zu verlassen. Ihre höchstens eilf oder zwölf Jahre alte Tochter ist schon zweimal hier gewesen, um mich für ihre Mutter anzuflehen. Die Kleine interessirte mich dergestalt, daß ich ihr Unterstützung gewährte. Vorgestern habe ich sie wiedergesehen, sie bat mich, ihre Mutter zu besuchen, indem diese, wie sie mir sagte, mir etwas von der größten Wichtigkeit mitzutheilen habe, doch da sie außer Stand sei, sich aus ihrem Bette zu rühren, da sie nicht schreiben könne und einem Kinde von dem Alter ihrer Tochter einen so wichtigen Auftrag nicht geben wolle, so sehe sie sich genöthigt, mich zu bitten, zu ihr zu kommen. Ich versprach es und werde morgen dahin gehen; doch da das Kind mir gesagt hat, die Wagen können kaum in diese enge Straße eines verlassenen Quartieres hinein, wo überdies die Erscheinung eines Wagens ein Ereigniß bilden würde, was mir sehr unangenehm wäre, so begeben Sie sich zu dieser armen Frau, um zu erfahren, in welchem Stocke sie wohnt, und um mir die Verlegenheit zu ersparen, nach ihr in dem Hause zu fragen, wo kein Portier ist, wie mir das Kind gesagt hat.“

„Soll ich dieser Frau den Besuch der Frau Prinzessin auf morgen ankündigen?“

„Ja, das wird sie um einen Tag früher glücklich machen. Sie sagen ihr, ich werde zwischen neun und zehn Uhr Morgens bei ihr sein,“ fügte die Prinzessin nach kurzem Nachdenken bei.

„Wünscht die Frau Prinzessin, daß ich Erkundigungen über diese Frau einzuziehen suche?“

„Diesmal ist es unnöthig, ich glaube Alles, was mir ihr Töchterchen gesagt hat . . . Ein Kind von

diesem Alter wäre unfähig, zu lügen oder in einem solchen Grade zu täuschen."

Bei dieser Bemerkung von Regina hätte ich mich, belehrt durch die Erfahrung, erinnern müssen, daß leider nur zu oft Kinder von der Verdorbenheit berührt sind; doch ich war weit entfernt, vorherzusehen, diese Lockung für die edle Seele von Regina verberge eine furchtbare Falle, eine teuflische Machination.

Die traurige Offenbarung hierüber wird nur zu bald kommen.

„Nehmen Sie, hier ist die Adresse dieser Frau," sagte Regina, indem sie mir ein Papier übergab. „Tragen Sie zuerst meinen Brief zu Madame Wilson, dann besorgen Sie den andern Auftrag."

Im Augenblick, wo ich weggehen wollte, fügte die Prinzessin mit viel Wohlwollen und Würde bei:

„Den vortrefflichen Empfehlungen des Doctor Clément haben Sie es zu verdanken, daß ich Ihnen schon am ersten Tage Ihres Eintritts in meinen Dienst einen Beweis meines Vertrauens gebe; ich hoffe, daß Sie demselben durch Ihren Eifer und Ihre Discretion entsprechen werden."

„Ich werde Alles thun, was ich vermag, um die Frau Prinzessin zu befriedigen."

Hienach verließ ich das Zimmer von Frau von Montbar.

Es ist mir nicht möglich, die tausend Gedanken auszudrücken, die sich in meinem Innern in Folge meiner ersten Zusammenkunft mit Regina durchkreuzten; es trat eine so heftige Betäubung des Geistes bei mir ein, daß ich hastig in mein Zimmer hinaufstieg, um mich zu sammeln und die erforderliche Kaltblütigkeit zu gewinnen, damit ich ohne unruhig zu werden die Blicke meiner neuen Kameraden aushalten könnte.

Der furchtbare Eindruck, der Anfangs alle andere Eindrücke beherrschte, und den ich mir nicht zu verbergen suchte, so sehr erschreckte er mich, war ein Gefühl

leidenschaftlicher, glühender sinnlicher Liebe, das ich nie an mir für Regina erfahren hatte. Bis dahin stets ernst und streng, umgeben von dem heiligen Zauber kindlicher Traurigkeit, war mir Regina in einer so erhabenen Sphäre erschienen, sie war so hoch, ich so niedrig und so fern gestellt gewesen, daß ich dem Einfluß der Frau ... der jungen, der schönen, der reizenden Frau nicht hatte unterliegen können.

Vernichtet unter diesen Eindrücken voll Zauber und Schrecken ... hatte ich einen Augenblick Furcht ... meine Entschlossenheit verließ mich; ich erblickte im Helldunkel eine Zukunft von namenlosen Qualen, von denen ich nichts geahnet. Der schöne Traum, unter demselben Dache mit der Prinzessin zu leben, jeden Augenblick die Süßigkeit eines durch meine Verhältnisse als Diener beinahe nothwendigen Vertrauens zu genießen ... das Entzücken schon bei dem Gedanken, sie zu sehen, das unaussprechliche Glück, von ihr sprechend, mir sagen zu können, meine Gebieterin ... ihr anzugehören, in der That, mit Leib und Seele ... so viel hinreißende Visionen zerstreuten sich, sobald ich die Wirklichkeit in das Auge faßte: **ein Bedienter, der wahnsinnig in seine Herrin verliebt ist** ... eine durch Lächerlichkeit und Niedrigkeit tolle Leidenschaft, eine Leidenschaft, jeden Augenblick bis zur Verzweiflung aufgereizt, durch die Frau, welche sie ihrer unbewußt veranlaßt; denn so zurückhaltend man auch sein mag, so thut man sich immer noch zu wenig Zwang an vor seinen Bedienten!

Und das war noch nicht Alles: die geringste Bewegung, die ich verrieth, ein Blick, eine verstohlene Röthe, die leichteste Unruhe in meiner Stimme, ein unwillkührliches Zittern konnten nicht allein machen, daß ich mit Schmach aus diesem Hause gejagt wurde, sondern ich konnte auch die Gelegenheit verlieren, der Prinzessin vielleicht große Dienste zu leisten, denn ich hatte bereits, obgleich sie es nicht wußte, eine hinrei-

chend bedeutende, hinreichend heilsame Thätigkeit auf das Leben von Regina ausgeübt, um noch eine Frucht von meiner Ergebenheit hoffen zu dürfen.

Einer solchen Zukunft gegenüber, war mein Muth abermals nahe daran, mich zu verlassen; doch ich überwand diesen feigen Schrecken, dachte an die letzten Empfehlungen des Doctor Clément, an die Ermuthigungen von Claude Gérard und beschloß, meine Aufgabe zu verfolgen und kräftig zu kämpfen; indem ich endlich meine gegenwärtige Lage, so peinlich sie auch war, mit meinem vergangenen Elend zu einer Zeit verglich, wo ich, müde Hunger und Kälte auszustehen, auf den Tod in der Tiefe eines Kellers, in welchen ich mich begraben hatte, wartete, hoffte, glaubte ich die befreundete, strenge Stimme von Claude Gérard mir meine unwürdige Schwäche als eine Verletzung der besseren Tage, die mir ein providentielles Schicksal kürzlich zugesichert, vorwerfen zu hören . . .

Die Glocke zum Frühstück ertönte und vereinigte mich mit meinen neuen Kameraden: dem Haushofmeister, dem Koch, dem Kammerdiener und zwei Frauen der Prinzessin. Die Leute der Livree und des Stalls nahmen ihre Mahle bei dem Portier des Hotel. Ich wurde herzlich von meinen Dienstgefährten empfangen; Mademoiselle Juliette, die erste Kammerfrau der Prinzessin, schlug sogar vor, sie wolle diesen Abend in ihrem Zimmer einen Thee geben, um meinen Willkomm zu feiern; an der Zurückhaltung oder an der Bedeutungslosigkeit der Worte, welche während dieses ersten Mahles gesprochen wurden, konnte ich indessen leicht sehen, daß man noch kein Vertrauen zu mir hatte. Ich hielt es für nützlich und klug, gute Kameradschaft dadurch an den Tag zu legen, daß ich mich gegen meine Genossen anheischig machte, die Aufträge, die sie hätten, zu übernehmen, wenn ich die Befehle der Prinzessin vollzöge. Mademoiselle Juliette, die Kammerfrau, nahm dies an und bat mich, da ich einen Brief zu Madame

Wilson, der vertrauten Freundin der Prinzessin, brächte, Mademoiselle Isabeau für diesen Abend zum Thee bei uns einzuladen, wenn sie frei wäre.

Ich begab mich zuerst zu Madame Wilson; sie bewohnte ein sehr elegantes Haus in der Rue de Londres, wo auch die Bureaux von Herrn Wilson, einem reichen amerikanischen Banquier, waren. Der Bediente, der mich im Vorzimmer empfing, sagte mir, sie wäre ausgefahren; ich übergab ihm den Brief meiner Gebieterin und bat ihn, mich zu Mademoiselle Isabeau, der Kammerjungfer, zu führen. Ich fand diese mit Nähen beschäftigt. Sie war entfernt nicht schön; doch sie hatte eine zierliche Taille, prächtige Haare und eine gewisse Vornehmheit in den Manieren.

Da ich erfahren hatte, daß Madame Wilson die vertraute Freundin der Prinzessin war, so dünkte es mir nicht uninteressant, mit Mademoiselle Isabeau zu plaudern, welche sich übrigens mit dem besten Willen der Welt hiezu herbeiließ, denn sie kam mir besonders gesprächig vor.

„Mademoiselle," sagte ich, „ich bin beauftragt, Sie zu bitten, diesen Abend den Thee bei Mademoiselle Juliette zu nehmen."

„Mit großem Vergnügen, mein Herr," antwortete mir Mademoiselle Isabeau mit erstaunter Miene. „Wollen Sie sich gütigst setzen . . . Doch ich habe nicht die Ehre . . ."

„Ich bin so eben erst als Kammerdiener in den Dienst der Frau Prinzessin von Montbar eingetreten, und brachte einen Brief von meiner Gebieterin für Madame Wilson."

„Ah! sehr gut, mein Herr, das ist etwas Anderes. Madame ist ausgefahren und wird nicht vor vier oder fünf Uhr zurückkehren . . . Sie haben wohl die Güte, Mademoiselle Juliette in meinem Namen zu danken. Da Madame diesen Abend in das Theater und auf den Ball geht, ich glaube sogar mit der Prinzessin . . . so

werde ich hoffentlich freie Zeit haben. Es ist sehr liebenswürdig von Juliette, daß sie an mich, eine neue Freundin, gedacht hat."

„Ah! Sie kennen Mademoiselle Juliette noch nicht lange?"

„Mein Gott, nein, unsere Freundschaft datirt sich von der Freundschaft unserer zwei Gebieterinnen . . . Madame hat mich mehrere Male zu der Prinzessin geschickt, und so machte ich Bekanntschaft mit Juliette."

„Ich glaubte, Madame Wilson wäre die vertraute Freundin meiner Gebieterin?"

„Gewiß, doch man kann vertraut mit Jemand sein, ohne sich deshalb seit langer Zeit zu kennen . . . . Hören Sie, unter uns gesagt, nicht um meine Gebieterin zu rühmen, aber ohne sie wäre die Prinzessin . . ."

„Die Prinzessin?"

„Meiner Treue, hören Sie doch, so wie sie sich dem Zuge ihres Gemüthes hingab, wäre sie vielleicht zu dieser Stunde vor Kummer gestorben."

„Wahrhaftig!" rief ich, und fügte dann bei:

„Mademoiselle, Sie begreifen mein Erstaunen, . . da ich ganz neu im Hause bin und nicht bemerkt habe, daß Madame traurig ist . . ."

„Zu dieser Stunde ist sie sicherlich nicht mehr traurig; doch vor zwei Monaten war sie es zum Herzzerreißen; zum Glück hat die Prinzessin Bekanntschaft mit Madame gemacht, und dann veränderte sich Alles."

„Ihre Gebieterin thut Wunder, wie mir scheint . . ."

„Ich glaube wohl, sie ist so lebhaft, sie liebt so sehr das Vergnügen, für sich und um Anderer willen, sie hat so viel Geist, sie ist so heiter, daß keine Schwermuth gegen sie Stand halten kann . . . Die Traurigkeit der Prinzessin hat sie auch hübsch zu beseitigen gewußt. Sie sind nun immer mit einander bei Festen, bei Vergnügungen. Heute gehen sie, glaube ich, in die italienische Oper und auf den Ball."

Unsere Unterredung wurde durch den Eintritt einer

englischen Gouvernante unterbrochen, welche an ihrer Hand das hübscheste Kind hielt, das ich je gesehen, einen wahren Engel an Schönheit, an Frische und Anmuth.

„Sollte Madame vor mir zurückkehren, Mademoiselle Isabeau," sprach die Gouvernante, „so benachrichtigen Sie dieselbe, daß ich Fräulein Raphaele spazieren führe, denn es ist so schönes Wetter."

„Sehr gut, Madame Brown," antwortete die Kammerjungfer.

„Adieu, meine gute Isabeau," sagte Raphaele, indem sie die Zofe liebevoll küßte, „ich bringe Dir einen Kuchen."

Und das Kind hüpfte ganz freudig hinaus.

„Welch ein reizendes Mädchen!" sagte ich zu Isabeau.

„Nicht wahr, Fräulein Raphaele ist hübsch? Und artig, und gut, und nie stolz; es gibt kein besseres Herz . . . Ah! man kann wohl sagen, wenn diese nicht eines Tages einen Mann glücklich macht, so ist es der Fall, weil er es nicht haben will ... Arme Kleine . . . Das wird nur so gut sein, daß es keine Schutzwehr hat . . . Es ist wie bei Madame! . . . Ah! sie . . . zum Beispiel . . ."

Dieses Gespräch, welches mich aus tausend Gründen außerordentlich interessirte, wurde abermals unterbrochen; man rief Mademoiselle Isabeau in die Weißzeugkammer; ich glaubte nicht länger bleiben zu dürfen und nahm Abschied von Mademoiselle Isabeau.

„Diesen Abend also, mein Herr . . ." sprach sie, „Ihr Name, wenn's beliebt?"

„Martin."

„Herr Martin, Sie werden Juliette sagen, ich habe ihr ganz warm gute Geschichten zu erzählen, wohl verstanden, nicht über meine Herrschaft, Herr Martin, sondern über die Herrschaft von Anderen."

„Ich begreife," erwiederte ich lachend, „es ist ein Austausch; auf diese Art verliert der Teufel nichts."

„Was wollen Sie, Herr Martin," entgegnete mir Mademoiselle Isabeau offenherzig, „man sieht, man hört, man erinnert sich, man vertraut das seinen Freunden als ein Geheimniß."

Ein beinahe gewisses Vorgefühl sagte mir, daß ich diesen Abend bei dem Thee, den Mademoiselle Juliette gab, seltsame Offenbarungen hören sollte.

Als ich das Haus von Madame Wilson verließ, ging ich eiligst nach der Rue du Marché=Vieux bei der Rue d'Enfer, um die arme gliederlahme Frau zu besuchen, zu der sich die Prinzessin von Montbar am andern Tage begeben sollte.

Dreißigstes Kapitel.

Der Verdacht.

Ich kam in die Rue du Marché=Vieux, eine so enge Gasse, daß ein Wagen nur mit der größten Mühe einfahren konnte. Geleitet durch die Adresse, die mir die Prinzessin gegeben hatte, trat ich in das Haus der gliederlahmen Frau; ein düsterer Gang, in dem ich keine Loge eines Portier erblickte, führte nach der ebenfalls sehr dunklen Treppe. Um mich nach dem Stockwerk zu erkundigen, wo Madame Lallemand wohnte, klopfte ich an zwei Thüren, welche auf den Ruheplatz des ersten Stockes gingen.

Niemand antwortete mir.

In der Voraussetzung, diese Zimmer würden von Arbeitern bewohnt, welche gerade im Tagelohn abwe-

send wären, stieg ich in den zweiten hinauf und klopfte abermals.

Dasselbe Stillschweigen.

Ziemlich erstaunt über diese Einsamkeit ging ich in den dritten und letzten Stock, abgesehen von den Dachkammern; auch hier klopfte ich zu wiederholten Malen vergeblich. Ich wollte wieder hinabgehen und glaubte mich in der Hausnummer getäuscht zu haben, da hörte ich ein Geräusch von Tritten sich der Thüre nähern, und eine Kinderstimme fragte:

„Wer ist da?“

„Einer, der Madame Lallemand im Auftrage der Frau Prinzessin von Montbar besuchen will,“ antwortete ich.

Sogleich öffnete sich die Thüre. Ich sah ein kleines Mädchen von eilf bis zwölf Jahren, mit sanftem, unschuldigem Gesicht.

„Wohnt Madame Lallemand hier?“ fragte ich, indem ich einen Blick auf eine erste kahle, verfallene Stube warf, in welche eine Treppe, ohne Zweifel eines Speichers, ausmündete.

„Ja, mein Herr,“ antwortete das Kind, „sie liegt zu Bette und kann nicht aufstehen.“

„Kann ich sie sehen und mit ihr im Auftrage der Prinzessin sprechen?“

„Ich will sie fragen, mein Herr,“ sagte die Kleine, welche nach ein paar Augenblicken zurückkam, um mir eine Thüre zu öffnen, und ich trat ein.

Eine noch junge Frau, mit leidender Miene und interessantem Gesichte, lag in einem elenden Bette, mitten in einem Zimmer, das tiefe Armuth verrieth. Als ich dieser Frau sagte, sie würde am andern Tag den Besuch der Prinzessin von Montbar erhalten, entstürzten Thränen ihren Augen, und in einer Bewegung rührender Freude küßte sie voll Innigkeit ihre Tochter, dann drückte sie mir ihre Dankbarkeit gegen die Prinzessin in so einfachen, so tiefgefühlten Worten aus, daß

ich, lebhaft erregt durch diese Scene, meiner Gebieterin Rechenschaft von dem für ihre Schutzbefohlene so günstigen Eindruck zu geben mir gelobte.

Wenn ich zu dieser Stunde bedenke, daß dies Alles von Seiten dieses Geschöpfes eine Komödie war, welche einen schändlichen Hinterhalt verbarg, so kann ich immer noch nicht die Möglichkeit einer so furchtbaren Verstellung begreifen.

Ich verließ die Rue du Marché-Vieux so völlig beruhigt durch das, was ich gesehen und gehört hatte, daß es mir nicht einfiel, Erkundigungen über Madame Lallemand einzuziehen; ich vergaß sogar das Erstaunen, das mich erfaßt hatte, als ich dieses Haus einzig und allein von der Schutzbefohlenen der Prinzessin bewohnt fand.

In das Hotel zurückgekehrt, kleidete ich mich sorgfältig an; ich sollte bei der Tafel serviren; der Schneider des Prinzen war vortrefflich; mein Frack war vom schönsten schwarzen Tuch und hatte einen äußerst eleganten Schnitt. Als meine Toilette beendigt war, betrachtete ich mich in dem kleinen Spiegel meines Zimmers: mit einer sorgfältig gebundenen Cravate von weißem Batist, mit schwarzen seidenen Strümpfen und sehr glänzenden Escarpins mit goldenen Schnallen versehen, befürchtete ich nicht, von dem Prinzen wiedererkannt zu werden, der nur einmal mit mir gesprochen hatte und damals halb trunken über die Lumpen scherzte, mit denen ich bedeckt war.

Als ich in die Office des Speisesaals eintrat, fand ich den Haushofmeister und den alten Kammerdiener des Prinzen, Namens Louis, welcher freundlich zu mir sagte:

„Ehe Sie beim Serviren helfen, mein lieber Freund, haben Sie nachzusehen, ob das Feuer im Sprechzimmer von Madame gut brennt. Sie muß bald zurückkommen . . .“

„Gut, Herr Louis," antwortete ich, „ich dachte nicht daran, und gehe sogleich."

„Vergessen Sie auch nicht, wenn Madame zurückkommt, sich an der Thüre des Wartesaals einzufinden, um sie zu empfangen."

„Ich danke Ihnen, Herr Louis, doch wie werde ich von der Rückkehr von Madame unterrichtet werden?"

„Das ist ganz einfach; durch das Geräusch ihres Wagens zuerst, und dann durch zwei Schläge des Glöckchens, das mit der Loge des Portier in Verbindung steht. — Die Glocke schlägt einmal, wenn der Herr zurückkommt, zweimal, wenn es Madame ist."

Ich begab mich also in das Sprechzimmer der Prinzessin, um ihr Feuer zu unterhalten. Ich konnte mich eines Bebens nicht erwehren, als ich abermals den eigenthümlichen Wohlgeruch in diesem Zimmer einathmete, wo sich Regina vorzugsweise aufhielt, einen süßen, obwohl durchdringenden Wohlgeruch; einen Augenblick, ich muß es gestehen, vergaß ich meinen Dienst, schaute äußerst bewegt umher, und betrachtete diese Blumen, diese Gemälde, diese Bücher, diese Meubles, welche das Heiligthum der Prinzessin schmückten, als ich in einer kleinen Gemäldegallerie, welche das Sprechzimmer, wo ich mich befand, von dem Schlafzimmer der Prinzessin trennte, gehen hörte.

In dem Augenblick, wo ich mich, aus Furcht, in Unthätigkeit überrascht zu werden, rasch gegen den Kamin neigte, trat der Prinz ein .... ich war gebückt und konnte sein Gesicht nicht sehen, doch ein ziemlich ungestümes Anhalten in seinem Gang bewies mir, daß er erstaunt war, Jemand hier zu finden. Er schloß die Thüre der Gemäldegallerie, ich richtete mich auf und verbeugte mich ehrfurchtsvoll.

„Sie sind der neue Kammerdiener von Frau von Montbar?" fragte mich der Prinz, beinahe ohne mich anzuschauen und nur einen Augenblick stille stehend.

„Ja, mein Prinz."

„Es ist gut," sagte er, und ging hinaus.

Obschon ich kaum Zeit hatte, Herrn von Montbar anzuschauen, so kam er mir doch sehr ärgerlich darüber vor, daß man ihn aus der Wohnung seiner Frau hatte gehen sehen, ein Aerger, den ich mir nicht erklären konnte; als ich, nachdem er sich entfernt hatte, zufällig einen Blick auf das Tischchen warf, das bei dem Fauteuil von Regina stand, glaubte ich eine gewisse Unordnung unter den auf diesem Gueridon befindlichen Gegenständen wahrzunehmen. Die angefangene Stickerei war zu Boden gefallen, ebenso ein Buch, und die Schublade stand halb offen; ich weiß nicht warum. Ich erinnerte mich des Erstaunens und des von dem Prinzen geoffenbarten Aergers bei meinem Anblick und dachte, er habe, die Abwesenheit seiner Frau benützend, etwas in den Meubles ihrer Wohnung gesucht . . . Ich zitterte bei dem Gedanken, diese Indiscretion oder dieser Mißbrauch des Vertrauens könnte im Falle der Entdeckung mir zur Last gelegt werden.

Dieser Gedanke machte mich sehr niedergeschlagen; da hörte ich das Rollen eines Wagens im Hofe des Hotel; beinahe in demselben Augenblick erklangen zwei Schläge des Glöckchens.

Getreu den Unterweisungen von Louis, lief ich in den Wartesaal, um der Frau Prinzessin die Thüre zu öffnen; ich glaubte wohl daran zu thun, wenn ich mich ehrfurchtsvoll vor ihr verbeugen würde; doch sie sagte voll Güte, obgleich ein wenig lächelnd, zu mir:

„Einmal für allemal: Sie werden sich in meinem Hause nicht mehr vor mir verbeugen, nicht wahr?"

Verlegen über meine Ungeschicklichkeit stammelte ich eine Entschuldigung, doch Regina fragte mich, während sie durch den zweiten Salon ging, der in ihr Sprechzimmer führte:

„Sie sind bei Madame Wilson gewesen?"

„Ja, Frau Prinzessin . . . doch ich habe sie nicht getroffen."

„Sie werden dem Portier sagen, falls ein Brief für mich von Madame Wilson käme, möge man ihn sogleich herauftragen.“

„Ja, Frau Prinzessin.“

„Und Madame Lallemand?“

„Ich habe sie gesehen, Frau Prinzessin, sie wohnt im dritten Stocke des Hauses, von dem mir Madame die Adresse gegeben hat.“

„Sie haben Sie davon in Kenntniß gesetzt, daß ich sie morgen besuchen würde?“

„Ja, Frau Prinzessin.“

„Es herrscht dort ohne Zweifel große Armuth?“ fragte mich traurig Regina.

„Ja, Madame, eine grausame Armuth.“

„Und diese Frau, ich bin es fest überzeugt, ist der Theilnahme würdig?“

„Ich glaube, daß sie alle Güte der Frau Prinzessin verdient.“

„Desto besser; denn . . .“

Dann sich unterbrechend, sprach die Prinzessin, nach dem kleinen Tische schauend, der bei ihrem Fauteuil stand:

„Ist während meiner Abwesenheit Jemand hier gewesen?“

„Ich weiß es nicht, Frau Prinzessin,“ antwortete ich mit einer albernen Verlegenheit, denn ich bezweifelte die Ursache des Erstaunens der Prinzessin nicht, und zitterte, verdächtig zu werden.

„Das ist sonderbar,“ sagte Frau von Montbar und schaute mich, indem sie sich wieder umwandte, fest an.

Ich täuschte mich ohne Zweifel, doch es kam mir vor, als läse ich auf Ihrem Gesichte einen Ausdruck des Erstaunens und Mißtrauens. Ich gerieth so sehr in Verwirrung, daß ich unwillkührlich purpurroth wurde, und statt ihr zu sagen, was doch ganz einfach gewesen wäre, der Prinz sei in meiner Gegenwart aus dem Gemäldesaal weggegangen, blieb ich stumm, und so peinlich bewegt, als ob ich schuldig gewesen wäre.

Nichtsbestoweniger fühlte ich das Gefährliche meiner Lage, ich wollte einen Versuch machen, um jeden Verdacht von mir zu entfernen, doch die Prinzessin sagte trocken zu mir:

„Sie werden meinen Wagen auf halb neun Uhr bestellen.“

Und nachdem sie ihre Füße einen Augenblick an dem Feuer des Sprechzimmers gewärmt hatte, trat sie in die Bildergallerie, welche vor ihrem Schlafzimmer kam, und verschwand.

Schmerzlich betrübt über meine Ungeschicklichkeit ging ich zu dem Portier hinab, um die Befehle meiner Gebieterin zu vollziehen; da die Leute vom Stalle bei Herr Romarin speisten, so konnte ich meinen doppelten Auftrag zu gleicher Zeit erfüllen.

Herr Romarin war als ein stattlicher Mann, weiß gepudert und in große Livree gekleidet; er übernahm es, den Kutscher der Prinzessin zu benachrichtigen, und übergab mir zwei Briefe, von denen der eine so eben von Madame Wilson gebracht worden war; mit diesem Brief gab mir der Portier zugleich drei prachtvolle, sorgfältig umwickelte Ballsträuße und sagte zu mir:

„Einer von diesen Sträußen ist mit diesem Blumencarton von dem Gehülfen der Blumenhändlerin der Frau Prinzessin gebracht worden . . . die zwei anderen Sträuße brachten Commissionäre, welche nicht sagten, woher sie kämen.“

Unter diesen namenlosen Sträußen bemerkte ich einen von prachtvollem weißem und violettem spanischem Flieder.

Während ich langsam die Treppe hinaufstieg, betrachtete ich mit einer bitteren Schwermuth diesen frischen, geheimnißvollen Ballstrauß, der einen süßen Wohlgeruch ausströmte, denn in Folge eines seltsamen Contrastes erinnerte ich mich der armen, ebenfalls geheimnißvollen Sträuße von weißen und violetten Schneeglöckchen, welche ich so viele Jahre immer am Todestage auf das Grab der Mutter von Regina legte, ohne daß das junge Mädchen je die Quelle der from-

men Opfergabe kennen lernte . . . Bei diesen Erinnerungen kam mir eine Thräne in die Augen. Die demüthigen, traurigen Blumen, mit denen meine unbekannte Ergebenheit einst ein Grab schmückte, waren nur zu sehr das Emblem meiner demüthigen, traurigen Liebe.

. . . .

Als ich wieder in das Zimmer der Prinzessin kam, fand ich hier ihre Kammerfrau. Sie übernahm Blumen und Sträuße, und ich begab mich in den Speisesaal, um bei der Tafel zu serviren.

Beinahe in demselben Augenblick öffneten sich die zwei Thürflügel: der Prinz trat mit seiner Gemahlin ein. Auf ein Zeichen des Haushofmeisters stellte ich mich hinter die Prinzessin.

Zum ersten Male sah ich Herrn von Montbar und seine Gemahlin beisammen. Obgleich ihre Unterhaltung nothwendig, in Gegenwart ihrer Leute, zurückhaltend sein mußte, verdoppelte ich doch meine Aufmerksamkeit, um wo möglich zu ergründen, wie ihr gegenseitiges Verhältniß beschaffen war; ich hatte durch Uebung eine solche Beobachtungsfähigkeit erlangt, daß ich wenig brauchte, um zu erfahren, was ich wissen wollte. Der Prinz kam mir kalt zerstreut vor, und heuchelte offenbar gegen seine Frau eine beinahe ceremoniöse Höflichkeit. Folgendes war ungefähr ihr Gespräch nach einigen unbedeutenden Worten:

„Sie fahren diesen Abend aus?“ sagte der Prinz zu seiner Frau.

„Ja, ich gehe in die italienische Oper.“

„Aber mir scheint, es ist nicht Ihr Tag.“

„Madame Wilson gibt mir einen Platz in ihrer Loge; sie holt mich ab und wir fahren sodann zu Frau von Beaumenil.“

„Es ist dort, glaube ich, großer Ball?“

„Sie eröffnet ihr neues Hotel . . . man sagt, es sei wunderbar, blendend . . . werden Sie nicht auf einen Augenblick kommen?“

„Sicherlich nicht," antwortete der Prinz, „ich hasse solche Zusammenschaarungen, wo man eingeladen ist, um im Chor ein freches, wenn nicht lächerliches, oder gar zugleich freches und lächerliches Gepränge zu loben; überdies speise ich heute mit einigen Freunden bei Very zu Nacht; von da fahren wir nach Fontainebleau, wo wir einige Tage jagen."

„Werden Sie lange abwesend sein?"

„Sechs bis acht Tage mindestens . . . so viel brauchen wir Zeit, um drei bis vier Jagden zu halten, denn die Equipage kann nur alle zwei Tage jagen."

„Das wird eine reizende Partie sein; ist die Anzahl der Jäger groß?"

„Nicht sehr, der Marquis d'Hervieux und sein Schwager, der Oberjägermeister, Blinval, Saint-Maurice, Thionville, ich und Alfred de Dreux, der berühmte Pferdemaler, welcher Gegenstände nach der Natur zeichnen wird . . . Doch was die Malerei betrifft," fügte der Prinz bei, „wissen Sie, daß ich eifersüchtig auf Ihre Gemälde bin?"

„Sie erweisen ihnen zu viel Ehre."

„Es ist besonders darunter ein neues Seestück von Isabey, das mir nicht aus den Augen kommt, denn es ist ein Meisterwerk.

„Es ist in der That reizend."

„So reizend . . . daß ich zuweilen während Ihrer Abwesenheit hingehe, um es zu bewundern."

Indem der Prinz dies sagte, richtete er zu meinem großen Erstaunen ein paar Secunden lang seine Augen auf mich, als würde diese Erklärung seiner Gegenwart in der Wohnung der Prinzessin absichtlich in Beziehung auf mich gegeben, eine Erklärung, über welche ich mich übrigens entzückt fühlte, denn Frau von Montbar erfuhr dadurch das, was ich ihr nicht zu sagen die Ungeschicklichkeit gehabt hatte: daß ihr Gemahl während ihrer Abwesenheit in ihrem Zimmer gewesen war. So mußte der Verdacht fallen, den sie gegen mich

gefaßt haben konnte, wenn sie etwa irgend eine indiscrete Handlung bemerkt hatte.

„Ich bin sehr glücklich, wenn Ihnen dieses Gemälde gefällt," antwortete die Prinzessin ihrem Gemahl, „ich bedaure indessen, daß Sie nur während meiner Abwesenheit in die Gallerie kommen, um es zu bewundern."

Ich weiß nicht, ob diese Worte, welche von der Prinzessin mit eben so viel kalter Höflichkeit gesprochen wurden, als wären sie an einen Fremden gerichtet, dem Prinzen einen Doppelsinn zu enthalten schienen, doch er heftete eine Secunde lang einen durchdringenden Blick auf seine Frau und sprach sodann:

„Wenn Sie zu Hause sind, sind Sie immer so sehr umgeben, und Sie wissen, es gibt nichts Aergerlicheres, als einen Mann in dem Salon seiner Frau zur Morgenzeit; doch was Ihre Freunde betrifft, ist der schöne d'Erfeuil immer noch so dumm, als schön?"

„Er ist schöner als je."

„Und d'Hervillier, hat er immer noch seine verzweifelten Sängeranmaßungen? Fleht er immer noch ganz leise, daß man ihn zu singen bittet, um sodann einen Widerstand zu heucheln? . . . Wie schlecht steht ihm das, ihm, einem Mann von sechs Fuß, mit dem Körperbau eines Tambourmajor und der Stimme des Cantors einer Kathedrale."

„Herr d'Hervillier hat einen Fortschritt gemacht, er singt, ohne daß man ihn darum bittet."

„Das ist der Schrei der Verzweiflung," sagte der Prinz, seine Spöttereien fortsetzend; „und der ungeheure Dumolard, der Bruder Ihrer vertrauten Freundin," Herr von Montbar betonte diese Worte mit außerordentlicher Bosheit, „dieser Mann von einer wahrhaft ärgerlichen Beleibtheit, leiht er immer noch seinen Wagen und seine Loge den schönen Damen, edle Gefälligkeiten, welche ihm den Beinamen des Omnibus eingetragen haben?"

„Herr Dumolard wird immer noch wegen seiner

ungeheuren Zuvorkommenheit angeführt," antwortete die Prinzessin, die mir mit ihrem Gemahl an Ironie wetteifern zu wollen schien. Doch in diesem Austausch von Scherzen lag etwas Bitteres, Kaltes, was weit von der sanften, mittheilsamen Heiterkeit entfernt war, welche aus dem Vertrauen und der Zuneigung entsteht.

„Und seine Schwester," versetzte der Prinz mit einem gewissen Aerger, „wissen Sie, daß man viel . . . aber sehr viel von Ihrer neuen Freundin spricht?"

„Von meiner neuen Freundin?"

„Ja, von Madame Wilson."

„Das ist ganz einfach, eine Frau nach der Mode... von wem, oder von was sollte man denn sonst sprechen?"

„Gibt es einen Herrn Wilson?" fragte der Prinz mit einem spöttischen, beinahe frechen Tone.

Die Prinzessin faltete leicht die Stirne und erwiederte dann mit einem gezwungenen Lächeln:

„Was für eine seltsame Frage machen Sie da?"

„Einmal sieht man diesen Herrn Wilson nie."

„Wenn das Dasein der Ehemänner, welche nie in der Gesellschaft erscheinen, in Zweifel gestellt würde..." entgegnete Regina, „gestehen Sie, daß das Ihrige ein wenig gefährdet wäre."

„Ich glaube nicht, oder ich hoffe vielmehr nicht, daß sich eine Vergleichung zwischen mir und Herrn Wilson machen läßt," sagte der Prinz mit schlecht verhehltem Hochmuth und Aerger; „denn er gehört zu den Lächerlichen . . ."

„Herr von Montbar, erlauben Sie mir, Ihnen von dieser Ananas-Gelée anzubieten . . . sie ist vortrefflich," sagte die Prinzessin, ihren Gemahl unterbrechend, der wohl begriff, daß Frau von Montbar diesen Streit vor uns Bedienten nicht fortsetzen wollte, und ohne Zweifel aus Rücksichten der Schicklichkeit das ihm angebotene Gericht annahm, denn er berührte es nicht, und fuhr, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen hatte, fort:

„Als ich bei Ihnen war, um Ihre Gemälde zu bewundern, sah ich auf einem Tische drei oder vier dicke Folianten . . . was ist denn das? werden Sie etwa eine gelehrte Frau?“

„Es sind Kupferstiche . . . eine Sammlung geschichtlicher Portraits, welche Herr Just Clément mir zu leihen die Güte hatte . . . Ich suchte ein Costume für einen Maskenball, Herr Just rieth mir, unter den Stichen zu wählen, welche ihm von seinem Vater zugekommen sind.“

„Und wie geht es dem Kapitän Just?“ versetzte der Prinz, nicht mehr mit dem höhnischen Tone, mit dem er seine Fragen über einige von den Freunden seiner Frau begleitet hatte, sondern mit Ernst und mit einem gewissen Zögern.

Ich bemerkte, daß der Prinz, der seiner Frau bei Tische gegenüber saß, von dem Moment an, wo er den Kapitän Just genannt hatte, Regina mit den Augen nicht mehr verließ und diese offenbar beobachtete.

„Herr Just Clément ist immer noch traurig über den Tod seines Vaters . . . doch diese Traurigkeit erscheint sanft und ruhig . . . Weit entfernt, die Gelegenheit, von demjenigen zu sprechen, welchen er beklagt, zu fürchten, sucht er sie im Gegentheil, und ich finde mich stets geneigt, ihm diesen Trost zu bieten, denn ich hegte für seinen Vater ebenso viel Verehruug als Anhänglichkeit.“

„Der Doctor Clément war in der That ein äußerst achtungswerther Mann,“ sprach der Prinz, „und da wir gerade von ihm reden, so bemerke ich Ihnen, daß sein und Ihr Schützling, der junge Arzt, den er uns empfohlen hatte, gestern nach Montbar abgereist ist.“

„Ich wußte es, denn er war hier, um Abschied zu nehmen, und ich danke Ihnen, daß Sie . . .“

„Sprechen wir nicht mehr davon,“ erwiederte der Prinz, seine Frau unterbrechend, „Sie wissen, daß ich mich stets glücklich schätze, Ihnen angenehm sein zu

können; doch um auf den Kapitän Just zurückzukommen, seine Traurigkeit muß sich mitten unter Ihren Zierlingen sehr übel befinden."

„Wenn Herr Just Clément mich zu sehen wünscht, so schreibt er mir am Morgen eine Zeile, und ich empfange ihn frühzeitig genug, daß er nicht zu befürchten braucht, er könnte irgend Jemand bei mir treffen."

„Ich billige das ungemein; der Kapitän Just hat ein Recht auf besondere Auszeichnung, nicht nur wegen der traurigen Lage, in der er sich befindet, sondern auch wegen seines Muthes, wegen seines persönlichen Verdienstes; obgleich noch jung, ist er ein Mann, ich muß es gestehen, der Achtung heischt."

Diese letzten Worte wurden von dem Prinzen mit einem redlichen, aufrichtigen Tone gesprochen, der mich rührte. Frau von Montbar schien denselben Eindruck zu fühlen, denn statt fortwährend mit ihrem Gemahl in einem trockenen, kalt höflichen Tone zu sprechen, erweichte, milderte sich ihre Stimme.

„Ich weiß Ihnen unendlich viel Dank dafür," sprach die Prinzessin, „daß Sie mit einer so edlen Unparteilichkeit einen Mann würdigen, der, wie man sagt, nicht von unserer Welt ist und, wie ich glaube, einer meiner sichersten und besten Freunde werden wird . . ."

Machte sich der Prinz die erste Bewegung, der er, indem er dem Kapitän Gerechtigkeit widerfahren ließ, nachgegeben, zum Vorwurf, oder verursachte ihm die Antwort der Prinzessin einen geheimen Aerger, er antwortete nur mit einem Lächeln, das mir gezwungen und spöttisch vorkam:

„Sie werden wahrscheinlich dem Kapitän diesen bevorzugten Eintritt nur bis zum Ende seiner Trauer bewilligen?"

„Warum dies?" fragte Regina ernst.

„Ist der Kapitän auch nicht von derselben Eleganz, wie Ihre Zierlinge, so ist er darum doch nicht

minder reizend, im Gegentheil . . ." sagte der Prinz lachend, „und wenn er ebenso geistreich als gelehrt, ebenso liebenswürdig als ausgezeichnet, ebenso schön als brav ist, so ist das noch kein Grund, daß er nicht sehr gefährlich sein könnte."

„Welche Tollheit!" rief die Prinzessin.

„Sie kennen den Kapitän Just im Punkte der Verführung nicht," erwiederte der Prinz, indem er fortwährend mit einer etwas gezwungenen Miene lachte. „Er hat sehr seltsame Abenteuer gehabt, unter Anderem erregte er eine wahnsinnige Leidenschaft . . . Es ist ein wahrer Roman, die arme Frau verließ Alles, um dem Kapitän gegen seinen Willen nach Algerien zu folgen, und wurde dort in einem Treffen von den Arabern getödtet."

„Sie haben Recht," versetzte die Prinzessin lächelnd, „das ist unwahrscheinlich und unmöglich, wie ein Roman."

„Aber ich spreche in vollem Ernste, und kann Ihnen den Namen der Heldin nennen."

„Ich will ihn lieber nicht wissen, um an das Abenteuer zu glauben," antwortete die Prinzessin lächelnd.

Dann stand sie vom Tische auf und fügte bei:

„Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Sie sobald verlasse; doch ich bin noch nicht angekleidet; Madame Wilson wird mich abholen, und ich möchte sie nicht gern warten lassen."

Der Prinz verließ die Tafel ebenfalls und sagte zu der Prinzessin:

„Adieu . . . denn ich werde Sie vor meiner Abreise nach Fontainebleau nicht mehr sehen."

„Adieu!" sagte dic Prinzessin, „dehnen Sie Ihre Abwesenheit nicht zu lange aus."

„Sie wissen, ich werde mich stets beeilen, zu Ihnen zurückzukehren."

minder reizend, im Gegentheil . . ." sagte der Prinz lachend, „und wenn er ebenso geistreich als gelehrt, ebenso liebenswürdig als ausgezeichnet, ebenso schön als brav ist, so ist das noch kein Grund, daß er nicht sehr gefährlich sein könnte."

„Welche Tollheit!" rief die Prinzessin.

„Sie kennen den Kapitän Just im Punkte der Verführung nicht," erwiederte der Prinz, indem er fortwährend mit einer etwas gezwungenen Miene lachte. „Er hat sehr seltsame Abenteuer gehabt, unter Anderem erregte er eine wahnsinnige Leidenschaft . . . Es ist ein wahrer Roman, die arme Frau verließ Alles, um dem Kapitän gegen seinen Willen nach Algerien zu folgen, und wurde dort in einem Treffen von den Arabern getödtet."

„Sie haben Recht," versetzte die Prinzessin lächelnd, „das ist unwahrscheinlich und unmöglich, wie ein Roman."

„Aber ich spreche in vollem Ernste, und kann Ihnen den Namen der Heldin nennen."

„Ich will ihn lieber nicht wissen, um an das Abenteuer zu glauben," antwortete die Prinzessin lächelnd.

Dann stand sie vom Tische auf und fügte bei:

„Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Sie sobald verlasse; doch ich bin noch nicht angekleidet; Madame Wilson wird mich abholen, und ich möchte sie nicht gern warten lassen."

Der Prinz verließ die Tafel ebenfalls und sagte zu der Prinzessin:

„Adieu . . . denn ich werde Sie vor meiner Abreise nach Fontainebleau nicht mehr sehen."

„Adieu!" sagte die Prinzessin, „dehnen Sie Ihre Abwesenheit nicht zu lange aus."

„Sie wissen, ich werde mich stets beeilen, zu Ihnen zurückzukehren."

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Martin, der Findling oder Denkwürdigkeiten eines Kammerdieners

Bd.: 16/18

Stuttgart (1847)

P.o.gall. 2094 sl-13/18
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10098437-7